Landes-
bibliothek
Coburg

1796ª
X 119
β'
52
Coburger Landes-Bücherei

Mährchen, Erzählungen
und
kleine Romane
von
August Lafontaine.

Zweiter Band.

Für diesen Titel wird ein andrer, mit einer Vignette und einem Kupfer von Herrn W. Jury, nachgeliefert.

H. S. C. BIBLIOTHEK COBURG

Berlin,
bei J. D. Sander.
1801.

Landes-
bibliothek
Coburg

Inhalt.

		Seite
I.	Die Irrungen, oder der Vater. .	3
II.	Die Treue.	143

Mährchen, Erzählungen
und
kleine Romane.

Zweiter Band.

I.

Die Irrungen, oder der Vater.

Lassen Sie ihn seyn, wie er ist: was schadet uns das? sagte die Base Hanna zu Herrn Wille, der nachdenkend, mit krauser Stirn, im Lehnstuhl saß. Für einen Sohn sollte dem Vater ja wohl Alles leicht werden. Und, nehmen Sie es mir nicht übel, Sie sind zu streng, Herr Vetter.

Wille zog die Stirn noch krauser.

Bietet man doch einem bösen Hunde ein Stück Brot, lieber Vater! sagte Marie, die Tochter, lächelnd.

„Recht, mein Kind, weil es ein Hund ist! . . . Ich verstehe mich ungern dazu, vor einem solchen Menschen zu kriechen."

Kriechen, Herr Vetter? Wer sagt denn das! Heißt das kriechen, wenn man seinen Sohn empfiehlt?

„Nun wohl, ich will ihm schreiben: mein Sohn ist der älteste Referendarius, und ein ehrlicher Mann, der für keinen Preis das Recht beugen, an dem jeder unverschuldet Arme, jede unglückliche Wittwe, jede hülflose Waise einen muthigen Beschützer finden wird."

Warum denn eben das? fragte die Base kleinlaut.

Lieber Mann, sagte Madame Wille, wie weit du gehen darfst, mußt du am besten wissen. Aber — es ist dein Sohn, und er hat nie etwas so sehr gewünscht. Er wird dich für ungefällig halten, da du doch vielleicht vollkommen recht handelst.

„Hm!" antwortete Herr Wille finster; „das ist es ja eben! . . . Ich fühle mehr, als Ihr, daß mein Sohn gegen mich verstimmt ist. Kann es denn auch anders seyn? Da kreuzet sich Base Hanna, und

dir, liebe Frau, stehen Freudenthränen in den Augen, wenn ihm eine Arbeit geräth. Die Schwester flistert ihm ein Paar Worte ins Ohr von Genie, von einem großen Manne, und so weiter. Der Vater lächelt; er kommt wohl gar in Versuchung, hin und wieder etwas von der Schreiberei ein wenig närrisch zu finden, und sagt: nun, mit der Zeit, wenn du erst Erfahrung hast, wirst du es wohl besser machen. Da steht denn der Herr Sohn, und runzelt die Stirn über den Vater, der den großen Mann nicht so recht in ihm sehen will. Doch das liegt mir nicht so sehr am Herzen, als die Frage: warum wünscht er denn gerade jetzt so feurig, die Hofrathsstelle zu bekommen? Warum weist er jeden Vorschlag von mir, durch den er auf einmal vor aller Kabale gesichert würde, zurück?"

Und was schlagen Sie ihm denn vor, Herr Vetter? fragte die Base, ein wenig erhitzt, doch lächelnd. Ein Vorwerk zu pachten, wobei er höchstens den Titel Amts-

verwalter hätte! Dazu hat der Neveu zu viel Ambition!

„Sie machen ihn schlimmer, als er ist, Base," sagte Herr Wille ein wenig finster. „Das nicht. Er will mir sein Glück nicht verdanken."

Das kann wohl seyn, sagte die Tochter. Aber, lieber Vater, wie oft haben Sie selbst nicht gesagt: es ist das süßeste Gefühl, Alles sich selbst zu verdanken!

Der Vater streichelte seiner Tochter das freundliche Gesicht. „Wenn es das wäre, liebes Kind! Aber, ich fürchte, es ist etwas Andres, das ihn treibt, aus dem väterlichen Hause zu kommen. Seine Verschlossenheit jetzt, sein öfteres Umherschwärmen in den letzten sechs Monaten. Doch, wie es damit auch seyn mag: ich will dem Präsidenten recht höflich schreiben! recht höflich! Ihr sollt den Brief lesen."

Die drei Frauenzimmer standen auf. Die Tochter küßte dem Vater die Hand; die Base entwarf schon die Titel, welche der

Herr Präsident in dem Briefe bekommen müßte, und die Frau drückte ihres Mannes Hand an die Brust. Wille lächelte freundlich und ging in sein Schreibkabinet, wo ihm die Base geschäftig Papier und Feder zurecht legte.

Marie, die Tochter, schlich eine Weile nachher auf ihres Bruders Zimmer, ihm die Nachricht zu bringen, daß der Vater an den Präsidenten schreiben würde. Er legte die Feder auf die Akten, und sagte dann: es würde mich meinem Ziele näher führen. Und doch, wenn ich wieder bedenke, wie sich das alles kreuzt, wie wenig ich gewinnen werde, wie das, was etwa gewonnen ist, so leicht wieder verloren gehen kann, verloren gehen wird: dann .... (Er schüttelte heftig den Kopf.) Es ist gut, Marie, wenn der Vater schreibt. Hätte ich ihn gebeten: mir zu Gefallen würde er es nicht gethan haben. Und wüßte er ... o, wüßte er ... —

„Friedrich!" unterbrach ihn die Schwe-

ster; „Friedrich, sag nicht, was du denkst! Ich dürfte nicht hören, was du noch weniger sagen darfst. Was macht dich denn so bitter gegen einen Mann, den alle Menschen lieben, und dem sogar seine Feinde das Zeugniß der höchsten Rechtschaffenheit nicht versagen können? Antworte mir einmal! Laß uns reden, und dann gesteh, was der Vater mit Recht tadelt, dein heimliches, verschlossenes Wesen, dein Umhertreiben an Orten, die Niemand kennt. Hat er nicht Recht, wenn er behauptet: ein junger Mensch, der Geheimnisse aus den Geschäften seiner freiesten Stunden macht, ist Willens, eine Thorheit zu begehen, oder kämpft mit einem Bubenstück!"

Marie, giebt es nicht noch einen dritten Fall?

„Ja. Oder, sagte der Vater gestern, er hat das Vertrauen zu den Menschen verloren, denen er Vertrauen schuldig ist."

Nun, siehst du wohl, Marie?

„Aber," setzte er hinzu, „das ist das

Schlimmste von Allem. Und, sagte der Vater nach einer Pause mit einem betrübten Gesichte: wenn ich mich nicht irre, so ist das Friedrichs Fall mit mir. Sein edler, stolzer Charakter, sein offnes Herz, das alles mit Zutrauen fodert, und, weil es nichts Böses fühlt, keine abschlägige Antwort ertragen kann, ohne kalt zu werden und sich zusammen zu ziehen," . . . —

Das hätte der Vater gesagt, und von mir? . . . Marie, ich weiß, wie er ungefähr von mir denkt. Nichts Uebles eben. Wie sollte er auch? Und daß er so denkt, folgt gerade aus seinem Charakter.

„Bruder! was hast du? Gewiß, das sagte der Vater, und von dir; das hat er oft gesagt."

Natürlich, fuhr Friedrich fort, ohne auf Marien zu hören: der Vater war in seiner Jugend arm, sehr arm, und dabei ein lustiger Geselle, den die Armuth spornte, nicht zu Boden drückte. Trotz seiner unerschütterlichen Redlichkeit arbeitet er sich

empor; sein Verstand wird unter mancherlei Menschen und Geschäften gebildet. Er durchreist die halbe Welt; seine Sitten werden, wenn auch nicht geschliffen, doch artig, und alles, was er angreift, gelingt ihm. Sein Rath ist immer der beste; denn er kennt die Menschen, die Welt, den Gang der Geschäfte. Nun läßt es sich begreifen, daß er sich ein wenig zu viel auf seine Einsicht zu gute thut, Sachen beurtheilt, die er nicht ganz versteht, und sein Urtheil für untrüglich hält. Er bedurfte nie die Hülfe seiner Freunde, sie aber sehr oft der seinigen, seines Rathes, seines Vermögens. So warfen sich seine Bekannten ihm in die Arme, und ließen sich von ihm leiten. Natürlich also, daß der Vater sich daran gewöhnt hat, alles nach seinem Kopfe gehen zu sehn, daß er ein wenig herrschsüchtig ist, und gegen Menschen, die einen eigenen Sinn haben, nicht ganz die Großmuth zeigt, wie gegen andre. Was fodert er nicht von dem Sohne, da er von

Fremden so viel zu bekommen gewohnt ist!

„Du hältst das Kolorit wohl allzu dunkel, Bruder Fritz! Herrschsüchtig? ja, ein wenig. Wer von Euch Männern ist das nicht! Auch du bist es. Aber die sanfte, zarte Schonung jedes Herzens, die zärtliche, weiche Geflissenheit gegen alle Wünsche ...“ —

Ich habe sie niemals erfahren! fiel der Sohn mit Hitze ein.

„Hm! der Vater wollte dich nicht auf Reisen gehen lassen.“

Als ich keine Lust dazu hatte, weil ich studieren wollte, trieb er mich so oft dazu an; und als ich endlich zu reisen wünschte, schrieb er kurz ab: Nein!

„Weil du einen Menschen mitnehmen wolltest, den der Vater besser kannte, als du; der ein ausschweifender Mensch war.“

Warum sagte er mir das nicht? Weil sein: tel est mon plaisir! für den Sohn genug ist! ... Ich mußte gegen mei-

nen Willen Referendarius werden, weil ich, sagte er, Menschen und Geschäfte kennen lernen sollte. Jetzt, da ich es gern bin, hätte er mich lieber auf dem Lande, wo es mir nicht mehr gefällt.

„Bruder, wie listig das Mißtrauen macht, wie spitzfündig! Ein junger Mensch muß nicht sogleich auf das Land, sagte der Vater. Und kannst du leugnen, daß er Recht hat?"

Das hat man nicht, wo man das Recht nur zum Vorwande seiner Handlungen braucht. Er tadelt alles, was Er mir nicht gegeben hat, die Wahl meiner Freunde, zum Beispiel.

„Und hatte er nicht immer Recht, wenn er mit einem kleinen satirischen Lächeln, mit nichts weiter, deinen Enthusiasmus für deine Freunde ein wenig mäßigte? Wer hat sich öfter in ihnen geirrt, du oder dein Vater? Und hat er je deine Freundschaft mit Willbruch getadelt?"

Nein; Willbruch ist aber auch der Sohn seines Freundes.

„Bruder, Willbruch ist ein guter Mensch und — noch immer dein Freund. Was sind die Uebrigen? Aber, wäre es nun auch so, wie du sagst; nun, ich glaube, wenn irgend ein Mensch das Recht hat, auf seinen Kopf zu bestehen, so hat es der Mann, von dem du selbst sagst, daß er sich in der Welt, in ihrem Gedränge gebildet, überall die Verhältnisse, die Menschen beherrscht, und dabei die strengste Redlichkeit behalten hat. Dieser Gedanke muß dir Ehrfurcht vor deinem Vater einflößen. Liebe für ihn wirst du fühlen, wenn du daran denkst, wie ungern er nur den kleinsten Nebenweg geht, wie ungern er dich in deiner jetzigen Carriere sieht, wie ungern er mit dem elenden Präsidenten zu schaffen hat, und dennoch, weil du es wünschest, an ihn schreibt."

Nun gut, sagte Friedrich: ich will es für Liebe nehmen, weil ich Euch einen Gefallen damit thue. Meint Ihr denn, daß mir nicht selbst daran liegt, seine Liebe zu

haben? Ich werde sie, glaube ich, sehr bald bedürfen. Der Himmel gebe mir dann nur ein recht großes Maß davon, daß nicht Bande zerreißen, die unter Eltern und Kindern ewig dauern sollten.

„Du hast etwas Schlimmes vor, Bruder Friedrich! ... Ich bitte dich mit Thränen, betrübe deinen Vater und uns Alle nicht so!“

Hier steckte Base Hanna den Kopf in die Thür, und meldete, daß der Brief an den Präsidenten so eben abgeschickt sey. Wirklich? sagte Friedrich, und nahm den Hut. Ich glaubte das nicht. Aber ich bin nicht undankbar. — Hat er nur in dem gewöhnlichen, nichts sagenden Tone der Artigkeit geschrieben, so kann es gar nicht fehlen, ich werde Hofrath. Dahinter zwar ist alles dunkel; allein ... — Er verbeugte sich gegen die Base, die horchend dastand, und ging, mit ein Paar Relationen unter dem Arm, in die Regierungs-Session.

Ich glaube, sagte die Base, die ihm

lange nachsah: er ist kaum Hofrath, so stellt er uns eine Braut vor, mit der wir Alle nicht zufrieden sind, am wenigsten der Vater. Denn — da sitzt er zuweilen und bringt mit einer ganz gleichgültigen Miene das Gespräch auf Heirathen, und die Augen blitzen auf den Vater hin, wenn der ihn nicht beobachtet. Der Vater aber, Marie, — wie er nun ist — der antwortet auf alles die Quer. Wenn es hoch kommt, sagt er: Fritz, das ist ein Fall, über den jeder junge Mensch etwas Kluges sagen kann, ob er gleich hinterher dennoch wohl einfältig handelt. Eine arme Frau, und eine reiche, Beide können einen Mann glücklich und unglücklich machen, je nachdem es fällt. Mit deinem Ideale, von dem du träumst, habe ich nichts zu thun, weil es dergleichen in der Natur nicht giebt. Stelle mir aber ein Mädchen in Fleisch, Blut und Körper dar, laß mich einen oder ein Paar Monate sie beobachten: dann will ich dir wohl sagen, ob sie einen Mann

glücklich machen wird. Fritz untersucht dann, ob ein Vater das Recht habe, seinem Sohne einzureden, oder nicht. Der Vater hört alles lächelnd an, und fragt: hat ein Mann das Recht, einem Menschen, der in einen Abgrund springen will, zu sagen: das ist ein Abgrund! und, wenn er nicht sehen kann, oder sehen will, ihn im Falle der Noth binden zu lassen? Dein Bruder Fritz sagt heftig: nein! der Vater aber, mit der kältesten Ruhe: ich ließe ihn binden, und wollte es vor meinem Gewissen verantworten. Fritz geht; dein Vater verwünscht die Philosophie, und ich — ich ziehe mir allerlei Bemerkungen aus diesen Gesprächen, zum Exempel, daß Fritz verliebt seyn muß, vielleicht in ein armes Mädchen, oder in eins von geringem Stande, (wenn es nicht gar noch etwas Schlimmeres ist,) und daß er Hofrath werden will, damit er sich nicht mehr von dem Vater befehlen zu lassen braucht. — Das Alles sagte die Base mit einem recht frohen Triumphe.

Base Hanna, sagte Marie: haben Sie Sich nicht geirrt, wie ich beinahe fürchte, so verzeihe Ihnen der Schutzengel des häuslichen Friedens die Fröhlichkeit, mit der Sie erzählen!

Ich freue mich nur, daß ich die beiden verschwiegensten Männer, die ich kenne, deinen Vater und deinen Bruder, dennoch abhöre, als ob sie mir zu Gericht säßen.

„Sie freuen Sich also, wenn Sie das Todesurtheil über unsre Ruhe aussprechen hören? Ach, ich möchte wenigstens meinem Vater Ihre Entdeckung mittheilen." —

Marie! um des Himmels willen nicht! Das Gewitter wird früh genug kommen.

„Vielleicht zertheilte es mein Vater, ehe es käme. Aber nein, vielleicht irren Sie Sich auch, Base Hanna!"

Um Mittag, als Friedrich von der Regierung zurückkam, empfing ihn Marie auf der Hausflur, weil die Bemerkungen der Base Hanna sie beunruhigt hatten. Er

erwiederte ihren Gruß nicht, und eilte neben ihr weg in sein Zimmer. Sie ging ihm nach. Er nahm Akten hervor, doch mit einer Heftigkeit, welche die große Bewegung seiner Seele deutlich zeigte. „Nun, was hat denn der Präsident gesagt?" fragte sie furchtsam.

Nichts, nichts, mein Kind, was dir zu wissen gut wäre, antwortete der Bruder abgewendet und kalt. Ich werde nicht Hofrath: das ist alles. Sag das dem Vater. Er hat seinen Willen; doch nur halb, vielleicht gar nicht: denn er zwingt mich, selbstständiger zu werden, als ich Lust hatte. Mich ärgert weiter nichts, Marie, als daß ich nur eine Minute glauben konnte, der Vater hätte Lust, einen Wunsch zu befriedigen, den Er nicht zuerst gehabt hat.

Marie drang in ihn, ihr zu sagen, was er wüßte; er schwieg aber hartnäckig, und setzte sich endlich ruhig an seine Arbeit.

Haben Sie denn an den Präsidenten geschrieben? fragte Marie ihren Vater, als

er aus dem Kabinet in das Eßzimmer kam.

„Ja, mein liebes Kind, das habe ich.“

Fritz scheint es nicht zu glauben.

„Gewiß kann er nicht daran zweifeln, wenn der Präsident in der Session gewesen ist.“

Er hat ihn gesprochen, lieber Vater, und scheint zu fürchten, daß Ihr Brief mehr geschadet, als genützt hat.

„Hm! kann auch wohl seyn. Und er tobt? Nicht wahr, mein Kind, dein Bruder tobt?“

O, wenn es das wäre! erwiederte Marie wehmüthig; das ginge vorüber. Aber er ist kalt, bitter, dem Anscheine nach ruhig; und doch brennt es im Innern. Lieber Vater, was würde ich nicht thun, um Friedrichs Herz dem kindlichen Vertrauen wieder zu öffnen!

„Und was eine Schwester thun könnte, meinst du, müßte ein Vater noch eher thun. — Wohl denn, ruf ihn zu mir!

. . . Base Hanna, die Suppe wird gebracht, wenn ich klingle; nicht eher! Besorgen Sie das selbst. Komm, liebe Frau; wir wollen ihn sprechen."

Marie sagte ihrem Bruder mit wenigen Worten, wozu sie ihn riefe, und bat ihn, ein freundliches Gesicht zu machen.

Herr Wille erwartete ihn, in einem Lehnstuhle sitzend, wie ein Richter einen Beklagten; die Mutter saß neben ihm. Marie setzte sich abwärts, um ihre Thränen — der Freude oder des Schmerzes — ungesehen weinen zu können. Der junge Mann trat ruhig herein.

„Wenn alles wäre, wie es seyn sollte, Sohn Friedrich," hob der Vater an, „so hätte ich dich nicht rufen lassen. Du hast den Wunsch gehabt, Hofrath zu werden. Freilich sah ich es nicht recht gern; und du weißt wohl, aus welchen Gründen. Auch könnte ich fragen: warum du jetzt eine Bahn gehen willst, die du sonst nicht liebtest? Es ist nicht gut, wenn Neigungen so

wechseln. Aber genug, du wünschtest es. Deine Mutter und deine Schwester sagten mir das; (besser hätte ich es wohl von dir selbst erfahren.) Sie baten mich, dem Präsidenten zu schreiben, was ich, wie du weißt, sehr ungern thue, auch dann sehr ungern thun würde, wenn er ein redlicher Mann wäre. Ich versprach es endlich, weil sie meinten, dein Herz hätte jetzt einen Beweis meiner Liebe nöthig. Lies diesen Brief, den ich ihm schrieb." — Der Sohn las, und gab den Brief dann schweigend zurück.

„Sieh, das that ich!" hob der Vater wieder an.

Und diesen Brief erhielt der Präsident? fragte der Sohn ruhig.

„Nein, einen ganz andern, auf den, wie ich voraussah, nichts weniger als deine Beförderung erfolgen konnte. Aber ein Umstand, an dem ich nicht Schuld war, machte das nothwendig. Glaub mir das, mein Sohn. Ich habe dich rufen lassen,

um dir in deiner Mutter und Schwester Gegenwart die Versicherung zu geben, daß es mir eine Art von Freude machte, deinen Wunsch, gegen den meinigen, zu erfüllen."

Darf ich fragen, ob der Umstand, der den zweiten Brief nothwendig machte, nicht zu vermeiden war?

„Ja, mein Sohn; wenn ich nur sechshundert Thaler aufopferte. Aber möchtest du, daß ich dir ein Amt kaufte?"

Nein; und so muß ich mich wohl beruhigen. — Er verbeugte sich still, und wollte gehen.

Der Vater stand auf, faßte seine Hand, und sagte: „Fritz, ist deine Ruhe Vertrauen zu mir, daß es anders unmöglich war, so — bin ich zufrieden; ist sie Trotz, so — sag lieber das Härteste, was ein Sohn nur sagen kann."

Weder dieses, noch jenes, antwortete Fritz. Es ist nun einmal nicht anders, das seh' ich, und finde mich in mein Schicksal.

Nichts weiter. Ich kann nicht verlangen, daß Sie Ihre Grundsätze zu meinem Vortheil aufgeben sollen.

„Für keinen Preis, mein Sohn, so wenig du auch von diesen Grundsätzen zu halten scheinst. Ich dächte aber, wir ließen diese Minute nicht vorübergehen, ohne unsre Herzen gegen einander zu öffnen. Dir erlaube ich, einmal zu vergessen, daß du mein Sohn bist; ich werde das jetzt doppelt fühlen. Rede! was hast du gegen mich?"

Friedrich sah verlegen auf den Boden nieder. Nach einer Pause fragte er: wird eine solche Unterredung auch nöthig seyn?

„Sie hätte nie sollen nöthig werden. Daß sie es geworden ist, hat an dir, an mir, oder an uns Beiden gelegen. Jetzt ist sie dir nöthig; denn, gehst du weg, so werden deine Mutter und deine Schwester sagen: Fritz weiß selbst nicht, warum er mit seinem Vater unzufrieden ist; und der Vater muß wohl Recht haben: denn er

berief sich auf eine Untersuchung. Ich traue dir nicht zu, mein Sohn, daß du bloß darum klagen solltest, weil du Sohn bist, und ich Vater. Also bitte ich dich, rede."

Nun denn! Eben heute. Ich hatte gewünscht, daß Sie dem Präsidenten einen höflichen Brief schreiben möchten. Sie versprachen es, Sie, vielleicht der Einzige unter allen Menschen, dem der Präsident nichts abschlägt, weil er Sie achtet und — fürchtet. Sie schreiben; und der Präsident — behandelt mich mit solcher Verachtung, daß ich gezwungen war, nach der Session zu ihm zu gehen und zu resigniren.

„Und wärest du Hofrath gewesen, und er hätte dich eben so behandelt: würdest du dann nicht resignirt haben? Sieh, eben darum, mein Sohn, weil das der Fall alle Tage seyn konnte, hätte ich mich nicht sollen bereden lassen, ihm zu schreiben. Ich mußte weniger nachgebend seyn, weil ich die Menschen so ziemlich kenne. Doch wieder zur Sache. Ich schrieb ihm, und er

behandelte dich auf meinen Brief, wie es von einem verächtlichen Menschen zu erwarten war. Aber das hast du erst seit ein Paar Stunden gegen mich; was denn seit einem Jahre? Denn davon reden wir. . . . Du schweigst?"

Weil ich sehe, daß Sie unser Gespräch gern abbrechen wollen. — Ich wünschte; und Sie versprachen, meinen Wunsch zu erfüllen. Dann thun Sie das Gegentheil, und mein Wunsch ist zerstört.

„Siehst du, Frau? siehst du Marie? Da habt Ihr, was ich Euch sagte! Er hat es nicht mit dem Vater zu thun, sondern mit dem Manne. Mein Charakter verdient seine Achtung nicht mehr. Daß ich ihn liebe, soll ich ihm nicht beweisen; nein, daß ich nicht doppelzüngig, nicht hämisch, nicht heuchlerisch bin. Ich verspreche, was ich nicht halten will, schreibe ihm einen Urias-Brief, und so weiter. . . . Nun denn, junger Mensch, ich schrieb diesen Brief an den Präsidenten. Eben als

ich ihn siegeln wollte, ließ sich die Pastorin Müller melden. Du, liebe Frau, führtest sie zu mir. Wie kam sie dir vor?"

Sehr unglücklich. Sie zitterte und verbarg ihre Thränen. Ach! sagte sie in großem Schmerze: finde ich hier keine Hülfe, so bin ich verloren! — Seyn Sie ruhig, tröstete ich sie; mein Mann wird sich die Freude nicht versagen, Ihnen zu helfen, wenn es möglich ist.

„Nun denn. Ich führte sie zu einem Stuhle, weil sie schwankte. Sie erzählte mir: auf den Rath eines boshaften Verwandten hätte sie dem Präsidenten ihr ganzes Vermögen, sechshundert Thaler, anvertrauet, und dafür einen Wechsel bekommen, der, wie sie nun zu spät erfahre, nicht in der gehörigen Form ausgestellt sey. Ihre Tochter, durch deren Fleiß sie bisher ihren Unterhalt gehabt habe, sey die Braut eines jungen Mannes, den sie herzlich liebe. Diese Heirath werde aber zurückgehen, wenn das Mädchen die sechshundert Tha-

ler nicht bekomme. Höre weiter! Die Mutter kündigt das Kapital, und geräth fast in Verzweiflung, als man ihr sagt, daß sie keine Hoffnung hat, ihr Geld zu erhalten. Sie geht zu allen Advokaten; aber Niemand will mit der Sache zu thun haben. Die Familie des Bräutigams zieht sich zurück, und das Mädchen wird krank. Endlich, als die Frau gar keine Hoffnung mehr hat, wagt sie es, zu mir, einem Fremden, zu gehen. Ich sehe den Wechsel an, und sage: man hat Sie falsch berichtet, liebe Frau Pastorin. Das Papier ist gut, wie baares Geld. Ich zahle die sechshundert Thaler. Die Frau fällt in der ersten Ueberraschung auf die Knie, und . . . und . . ." — (Hier trocknete Herr Wille sich die Augen.) „Eure Augen sollen so gut übergehen, wie die meinigen. Die Frau, deren ganzes Glück an dieser Geldsumme hing, versicherte mir mit großem Eifer: die Verschreibung tauge nichts; sie könne also das Geld nicht nehmen. Ich

küßte ihr die Hand, wahrhaftig nur, um ihr meine nassen Augen zu verbergen. Liebe Frau, sagte ich: ich habe so viele Jahre mit dergleichen Dingen zu thun gehabt. Meinen Sie denn, daß ich sechshundert Thaler aufs Spiel setzen würde, wenn nur die mindeste Gefahr dabei wäre? — So gelang es mir endlich, sie zu beruhigen. Sie ging nicht, sie flog über die Straße. Ich sah ihr am Fenster nach, und hatte über ihre Rechtschaffenheit Präsidenten, Hofrathsstellen und alles Andre in der Welt vergessen. Das Herz war mir leicht, federleicht, mein Sohn. Mein Widerwille gegen deinen Wunsch war verschwunden, und ich wollte meinen Brief an den Präsidenten schon siegeln. Aber ich mußte ihn doch erst wieder durchsehen; und nun fing ich an, mich jedes höflichen Wortes, das darin stand, zu schämen. Ich dachte: vielleicht hat dieser Mensch in Einem Abende das ganze Glück einer Familie verpraßt. Auch fiel mir ein, daß die Frau mir erzählt hat-

te: als sie ihm ihre Noth geklagt, habe er gelächelt. Der Unmensch! dachte ich, und nahm die Feder. Ich schrieb ihm: der Wechsel, den er der Pastorin Müller ausgestellt hätte, wäre jetzt in meinen Händen; ich fragte ihn, ob er das Papier, das nicht in der Form richtig sey, honoriren wolle, oder nicht. Im letzteren Falle würde ich meinem Konsulenten weitere Aufträge geben. Ich hatte alles vergessen, Friedrich. Und als du mir endlich mit deiner Hofrathsstelle einfielst — in der That, es war mir lächerlich; denn ich dachte: mein Sohn hätte keine Sylbe in diesem Briefe anders geschrieben, als ich."

Die Frau fiel ihrem Manne um den Hals, und Marie nahm seine Hand, um Thränen des Mitleidens und einer stolzen kindlichen Freude darauf zu weinen. Fritz war beschämt. Das wußte ich nicht, Vater, sagte er mit Herzlichkeit. „Was wußtest du denn sonst, mein Sohn?" fragte der Vater ein wenig lächelnd. „Wußtest

du denn, was du glaubtest?... Konnte mich meine Vaterliebe nicht gegen dein Mißtrauen sichern, so sollte es doch gewiß die Ruhe in meinem Gesichte und ein von Vorwürfen freies Leben gethan haben." (Herr Wille stand mit glänzenden Augen, in einer edelstolzen Stellung, vor dem Sohne da.) „Diese Erzählung, die du mir abgezwungen hast, weil ich dir und denen da Ein- für allemal zeigen wollte, daß ich wünschte, es wäre anders — diese Erzählung wird mich nun wohl in dem einzelnen Falle rechtfertigen; aber dein Mißtrauen, mein Sohn, kann nur ein offnes Herz dir nehmen. — Du hast Geheimnisse!"

Fritz stand nachsinnend da, und umarmte dann seinen Vater.

Ich bitte dich, lieber Bruder, sagte Marie: laß diese Stunde nicht vorübergehen. Dein Herz ist ja weich und edel. — Die Mutter lächelte ihm Muth zu.

Darf ich hoffen, hob der Sohn auf einmal an, daß Sie mir Ihre Einwilli-

gung zu der Verheirathung mit einem liebenswürdigen Mädchen geben werden?

„Hm!“ sagte der Vater; „das darfst du nicht bloß hoffen, das kannst du wissen, wenn es mit dem Prädikate liebenswürdig seine Richtigkeit hat. Die Frage aber heißt eigentlich nichts weiter, als: darf ich einmal heirathen? Ja, ich sehe es gern, wenn du es so bald als möglich thust.“

Meine Frage heißt mehr, Vater. Ich kenne ein solches Mädchen.

„Da hast du denn Recht. Das ist gegen meine Wünsche, gegen alle meine Plane.“ (Er runzelte die Stirn.) „Doch laß hören: wer ist sie?“

Erlauben Sie mir, ihren Nahmen noch zu verschweigen. Ein unverdientes Schicksal zwingt sie, unbekannt, in der tiefsten Verborgenheit zu leben.

„Dann kann ich dir nicht antworten.“

Ich muß befürchten, mein Vater, daß Sie mir Ihre Einwilligung versagen werden.

„Ja, mein Sohn, das mußt du! Allerdings versage ich dir meine Einwilligung. Ein Mädchen, das Ursache hat, sich zu verbergen und aus ihrem Nahmen ein Geheimniß zu machen; ein Liebhaber, der sich fürchtet, daß ein ehrlicher Mann seine Wahl nicht billigen werde — in der That, ich muß Nein sagen, bis es dir gefällt, etwas deutlicher zu reden."

Vater, ist das Ihre letzte Antwort?

„Verdienst du eine andere? Was würdest du mir antworten, wenn ich fragte: darf ich eine Handlung begehen, die du aber nicht kennen, und von der du nichts wissen sollst? Mein Sohn, ich liebe die Mummereien nicht, und am wenigsten bei Mädchen. Denn, so viel ich auch hin und her sinne, so seh' ich doch nicht, was ein Mädchen zwingen könnte, sich zu verbergen. Laß das, mein Sohn. Du fürchtest, ich werde dir meine Einwilligung nicht geben. Ich sage dir noch mehr: es ist die froheste Hoffnung meines Herzens, dich mit

einem Mädchen zu verheirathen, das dich glücklich machen wird. Daß du mir dein Herz aufopfern sollst, verlange ich nicht. Du wirst sie kennen lernen; und, mein Sohn, — ich wäre glücklich, wenn du sie liebtest."

Jetzt klingelte der Vater. Base Hanna, die so gern das ganze Gespräch gehört hätte, trat mit der Suppe in das Zimmer, und die Familie setzte sich zu Tische.

Der Friede war nicht hergestellt, so sehr sich Alle auch Mühe gaben, ruhig zu scheinen. Mit dem letzten Bissen stand der Sohn auf, und die Base folgte ihm, weil sie auf seiner Stirn die dicksten Wolken des Unmuths bemerkte. Ich darf ja, dachte sie, nur ein wenig zuschüren, so redet er.

Der alte Wille ging schweigend auf und nieder. Marie ging ab und zu, und plauderte allerlei, was der Vater gern

hörte. Die Mutter schüttelte von Zeit zu Zeit den Kopf, nicht weil sie fürchtete, daß etwas Uebles entstehen könnte, sondern weil es ihr nicht lieb war, daß man aus einer Kleinigkeit so viel Aufhebens machte. Die gute Frau beurtheilte alle Menschen nach ihrem sanften Herzen, das von Jugend auf immer Opfer gebracht, nie eins gefodert hatte.

Marie wollte ihren Vater, der noch nie so finster gewesen war, zerstreuen, und fragte: ob es nicht möglich wäre, daß die Furcht vor dem Präsidenten die Heirath der Mamsell Müller hinderte. „Wahrhaftig!" sagte der Vater, und blieb vor ihr stehen: „du hast Recht! Mich dünkt auch, die Frau sagte wirklich so etwas. Ruf mir einmal den Faktor! In der That, ich hätte, glaube ich, nicht wieder daran gedacht: so unruhig bin ich über meinen Sohn geworden — unruhiger, als je über das schlimmste Schicksal. Recht, Marie; das wird mich zerstreuen. Die Zeit nimmt indeß die Hälfte

der Noth, ohne daß wir es wissen, mit sich davon." Er schloß sich sogleich mit dem Faktor ein: einem alten ehrlichen, sehr verschwiegenen Manne, der den größten Theil seines Lebens in Willens Hause zugebracht hatte, und, wie Frau und Kinder wußten, sein innigster Vertrauter war.

Marie ging zu dem Bruder. Durch die Entdeckung, daß er liebte, und, noch mehr, daß er eine Nahmenlose liebte, war sie ungewiß geworden, ob sie nicht gänzlich auf seine Seite treten sollte. Ihre Phantasie hatte die Unbekannte sogleich mit allen möglichen Tugenden ausgestattet; und sie wünschte zwar, daß Fritz dem Vater nachgeben möchte, — doch nicht in diesem Einen Punkte. Jetzt lag ihr natürlicher Weise daran, die Geliebte des Bruders kennen zu lernen; sie erinnerte sich aber, daß es nicht leicht war, etwas von ihm heraus zu bringen. „Er ist gerade so, wie der Vater," sagte sie vor sich, halb laut:

„eben so stolz, so verschwiegen, so edelmüthig, so ernst, so ruhig, so — trotzig, würde ich sagen, wenn ich es von dem Vater sagen dürfte.“ Noch mit sich selbst redend, ging sie zu dem Bruder hinein, der sie fragte: von wem sprichst du denn, Marie?

„Ich vergleiche dich mit dem Vater; und da finde ich auf einmal, daß Ihr Beiden, wenn er ein Dutzend Jahre mehr, und du eins weniger hättest, die wahren — wie heißt doch die Komödie, worin die beiden Brüder einander so erstaunlich ähnlich sind?“

Der Vater und ich? das findest du?

„Das finde ich, bis auf die Jahre, und des Vaters festern, besseren Sinn für die Freude. Aber, Bruder, ich finde noch mehr, je weiter ich diesen Faden verfolge; z. B., daß immer zwischen dir und dem Vater darum etwas ist, weil Ihr so völlig gleich denkt, empfindet und handelt. Ein Paar harte Steine mahlen nicht gut,

oder, wie der Vater einmal sagte, gleiche Köpfe halten nicht lange Freundschaft, und was sich neckt, das liebt sich. Sieh, da hast du drei Sprichwörter. Ich glaube, du könntest deine Geliebte hier in das Haus bringen (versteht sich unter einem fremden Nahmen); und nach einem Monat würde der Vater, wenn er keine Frau mehr hätte, sagen: Fritz soll das Mädchen heirathen, oder ich heirathe es selbst."

Unter einem fremden Nahmen! ja, da würde jeder Mann dasselbe sagen. Unter ihrem wahren nähme der Vater sie schwerlich auf.

Marie hatte ihn ein wenig heiter gemacht, wie sie auch ihren Vater immer zu erheitern wußte. Ich selbst, fuhr er fort, habe zuweilen geglaubt, daß ich dem Vater ähnlich wäre.

„So ähnlich, wie ein Wassertropfen dem andern. Das Seltsamste ist aber, daß Ihr das Beide sehr wohl wißt, und doch nicht daran glauben wollt. Der Vater darf nur

etwas von sich erzählen, wie diesen Morgen von seinem Briefe an den Präsidenten, und von der armen Pastorin; so rufst du: das hätte auch ich gethan! Die Mutter fand es ein wenig ungestüm, daß du auf der Stelle resignirt hast; und sogleich sagte der Vater: ich hätte es eben so gemacht! . . . Wäre ich wie du, so nähme ich meine Geliebte unter den Arm, brächte sie ins Haus, und sagte: hier ist sie, Vater! Nicht wahr, Sie nähmen sie gern selbst? . . . In Ernst, Bruder, wenn du mich zu deiner Vertrauten machen wolltest . . ." —

Nun? was dann? fragte der Bruder mit untergeschlagenen Armen.

„So . . . so" . . . —

— wüßte morgen das ganze Haus mein Geheimniß, übermorgen die Nachbarschaft, in vierzehn Tagen die ganze Stadt.

„Und ich stehe dir dafür, das würde das beste seyn; denn da der Vater alles mit deinen Augen sieht, so kommt es nur

darauf an, daß du ihm deine Geliebte zeigst."

Hier runzelte Fritz die Stirn. Wen der Vater liebt, den liebt er: meinst du nicht, Marie?

„Hm! ja! Eine neue Aehnlichkeit zwischen Euch Beiden. Sag, wann hättest du je einen deiner Freunde aufgegeben?"

Kann seyn. Aber wen der Vater haßt, den haßt er! — (Das sagte er mit fester Stimme, doch traurig.)

Marie ergriff seine beiden Hände. „Unser Vater hat nie einen Menschen gehaßt; nie! nie! und wer das sagt, ist ein Verläumder!"

Hier trat der Faktor, mit dem Wechsel des Präsidenten in der Hand, herein. Der Vater läßt fragen . . ., hob er an.

„Nicht wahr, Herr Meyer," unterbrach ihn Marie etwas heftig: „Sie kennen unsern Vater? Hat er jemals einen Menschen gehaßt?"

Der alte Meyer blickte ihr mit funkeln-

den Augen in's Gesicht. Wer sagt das, Marie?

„Dieser Unmensch!“ antwortete sie, und zeigte auf ihren Bruder.

Dein Vater, sagte der Faktor (er nannte die Kinder noch aus ihren früheren Jahren her Du) hat Feinde gehabt; denn er war ein Mann ohne Furcht, der jedem Bösewicht die Spitze bot. Er lernte tausend Undankbare kennen, die ihn verlästerten, und mit ausgesuchter Bosheit kränkten; denn er that Tausenden wohl. Aber nie, Fritz, haßte er: Einen Mann ausgenommen. Ich zittre noch, wenn ich daran denke, wie der sein Herz angriff und langsam zerdrückte. Ja, den haßte er, und gestand das auch, doch nur mir allein. Er konnte des Mannes Nahmen nicht nennen hören, ohne zu zittern. Es fehlte ihm nicht an Gelegenheiten, den Menschen zu verderben; und dennoch machte er keinen Gebrauch davon. Endlich, als die Nothwehr — nicht für sich selbst, junger Mensch,

sondern für Unglückliche — ihn zwang, seinen Feind zu entwaffnen, da sah ich ihn zum ersten Mal unentschlossen. Ich hasse den Menschen, sagte er: darf ich ihn verderben? Und als die Noth ihn endlich drängte, da . . . Fritz, dein Vater ist ein guter, weicher, sanfter Mann. Ich hoffe, du sollst wenigstens halb werden, was er ganz ist.

Marie fiel Herrn Meyer um den Hals, und weinte. Auch des alten Mannes erloschene Augen waren naß geworden.

„Aber es ist wohl nicht recht," hob Marie wieder an, „daß er dem Bruder so kurz weg untersagt, an ein Mädchen zu denken, das er liebt. Wenn Sie, lieber Herr Meyer," — setzte sie freundlich hinzu — „mit dem Vater sprächen . . . Daher kommt alle Unruhe."

Zwingen wird er deinen Bruder nicht, sagte der Faktor versichernd. Er fodert von dem Sohne nur, daß er . . . —

Auch nicht einmal fodern dürfte er —

unterbrach der junge Mann ihn hitzig —, was Er nicht thun würde, eben weil man es von ihm foderte.

Er dürfte nicht? fragte der Faktor mit gutmüthigem Spotte. Als er von seiner ersten Reise zurückkam, und nun nach langer Armuth ein wohlhabender Mann war, da eilte er nach seiner Vaterstadt zu seiner Mutter, mit der er bis dahin alles, alles getheilt hatte, und die von einer Verwandten, einem guten, lieben Mädchen, kindlich gepflegt worden war. Er blieb einige Monate bei seiner Mutter, und das gute Mädchen fing an ihn heimlich zu lieben. Auch Euer Vater liebte, aber — die Tochter eines Kaufmanns in Hamburg. Er wußte durch mich, daß dieser Kaufmann seinen Charakter, seine Talente schätzte, und ihm die Tochter nicht versagen würde. Als wir endlich wieder abreisen wollten, entdeckte ihm seine Mutter in meiner Gegenwart, wie es stand, und bat ihn: wenn er noch frei wäre, das Mädchen für alle die Liebe

und Treue, die es ihr bewiesen hätte, mit seiner Hand zu belohnen. Er gerieth in große Unruhe, und ich sagte der Mutter, um dem Gespräch ein Ende zu machen, daß er schon liebte. Sie seufzte, und wir reisten ab.

Er blieb unruhig. O, wie wäre es meiner Mutter ohne die Liebe dieses Mädchens ergangen! sagte er auf der Reise wohl hundertmal. Und sie sollte das Leben verlassen, ohne dies Mädchen mit dem Einzigen, wodurch es glücklich werden könnte, mit meiner Hand, belohnt zu sehen? — Er schwankte Monate lang, und vermied in Hamburg das Haus, worin seine Geliebte wohnte. Muß ich nicht — sagte er endlich zu mir — mit allem, was ich bin und habe, die Tugend des Mädchens belohnen? Er reiste wieder nach seiner Vaterstadt, bot dem Mädchen seine Hand an, und — macht es noch heute glücklich.... Das Mädchen ist Eure Mutter. Er liebt sie von ganzem Herzen, und sie weiß nicht, welch ein Opfer

er ihr gebracht hat. Sieh, Fritz, das that dein Vater, und so ist er, denke ich, wohl berechtigt, zu fodern. Meinst du nicht? Er weiß, was der Mann vermag; nun hofft er, daß auch sein Sohn können soll, was Er konnte.

Und zweifeln Sie, lieber Herr Meyer, sagte Fritz, ob ich in einem ähnlichen Falle eben so gehandelt hätte?

Marie lächelte. „Sieh da! schon wieder eine neue Aehnlichkeit, lieber Bruder! Glauben Sie mir, Herr Meyer, der Vater dürfte das Mädchen, dem er Fritzens Hand zugedacht hat, nur bringen, und sagen: das that sie für mich! Fritz würde den Kopf ein wenig hängen; (das, sagen Sie ja selbst, hat auch der Vater gethan, was aber die Mutter um des Himmels willen nicht erfahren muß, weil sie sonst noch heute mit ihm zankte.) Nun also, Fritz würde den Kopf ein wenig hängen; aber er sagte Ja."

Herr Meyer drohete ihr lächelnd mit

dem Finger. Danke Gott, Marie, daß dein Vater die Ueberraschungen nicht liebt! Aber — er könnte wohl auch von dir einmal Gehorsam fodern.

„Nun, ich will doch nicht hoffen, daß er auch mich versagt hat? Denn — ich muß nur gestehen, aufopfernde Großmuth ist meine stärkste Tugend eben nicht. Dann wählte ich lieber in aller Geschwindigkeit den Ersten den Besten, und sagte meinem Vater: ich liebte ihn so still, so heimlich, wie meine Mutter Sie."

Und wenn er nun jetzt mit einem Vorschlage käme, Marie: wen könntest du denn in aller Geschwindigkeit nennen?

„O, mehr als Einen; zum Exempel den jungen Kaufmann in Bremen."

Welchen denn, Marie? welchen? Ich bin ja mit dir und dem Vater da gewesen.

„Ei, den Mann ohne Nahmen, der mich immer Mamsell Großmann nannte." — Sie erröthete bei diesen Worten. Herr

Meyer, so scharf er sie auch ansah, bemerkte es nicht, oder wollte es nicht bemerken. Er wendete sich wieder zu dem Sohne: Fritz, der Vater läßt dich fragen, ob dir etwa an dem Wechsel des Präsidenten etwas gelegen ist. Du kannst damit machen, was du willst. Hier hast du ihn. Ich dächte, man ließe den Menschen einmal fühlen, daß er nicht ungestraft ein Bösewicht seyn darf. — Er hatte diese Worte noch nicht geendigt, so lag der Wechsel schon zerrissen auf dem Boden, und Fritz sagte gleichgültig: der Präsident hat mich beleidigt!

Das dachte dein Vater wohl! sagte Herr Meyer lächelnd; sogar dieselben Worte: er hat meinen Sohn beleidigt! Nur eine so stolze Miene machte er nicht dabei.

„Wahrhaftig, wie ein Wassertropfen dem andern!" rief Marie. „Ich begreife nur nicht, wie du Mißtrauen in den Vater setzen kannst!"

Jetzt funkelten die Augen des Bruders,

weil der Faktor einen finstern, und sogar, wider seine Gewohnheit, einen halb spöttischen Blick auf ihn warf. Sie spotten, Herr Meyer, hob er an. Aber — kennen Sie die Nahmen Schacht und Sandberg?

Herr Meyer machte große Augen. Hm! sagte er: hm! . . . Kurios! . . . Aber, junger Herr, wie in aller Welt kommst du zu diesen Nahmen? Das geht nicht mit rechten Dingen zu! Hast du gehorcht? Antwort! hast du gehorcht?

Herr! sagte Fritz mit Stolz: wenn Sie nicht so alt wären, und wenn ich Sie nicht liebte — Sie dürften mich nicht so verächtlich behandeln! . . . Ich würde einen Anschlag auf mein Leben nicht behorchen, und noch weniger Ausbrüche von dem Hasse meines Vaters gegen — Menschen, wer sie auch seyn mögen.

Herr Meyer schlug die Augen nieder, rieb sich die Hände, und sagte nach einer Weile: gehorcht hast du nicht, Fritz. Die dumme Frage fuhr mir heraus, als du die

beiden verzweifelten Nahmen nanntest. Vergieb mir. Ich weiß, daß du nicht im Stande bist, jemanden zu behorchen, obwohl manche Bösewichte dazu nicht zu gut wären.

Aber ich bin zu gut dazu! erwiederte Fritz.

Gerade wie sein Vater; nur stolzer, Marie. Doch in den Zwanzigen mag der Vater wohl auch so gewesen seyn.

„Das glaub' ich," sagte Marie. „Aber ... die beiden Nahmen — wie hießen sie doch? Den Einen, Sandberg, habe ich behalten. Was ist denn mit denen?"

Nichts, antwortete Fritz; gar nichts, was dich beunruhigen darf, gute Marie. — Herr Meyer, ich sagte zu der Schwester: wen mein Vater haßt, den haßt er! Nun? sind Sie nicht eben der Meinung?

Der Alte nahm Marien bei der Hand, und führte sie an die Thür. Hm! ich habe mit deinem Bruder zu reden. Doch — es ist gut, wenn du zugegen bist. Bleib nur!

bleib,

bleib, und sey Zeuge. Aber — verschwiegen wie das Grab! Ja, es hat eine eigne Bewandniß mit den Nahmen, die du vorhin nanntest. Ich kann dir wohl zugeben, daß dein Vater die beiden Menschen gehaßt hat, wenigstens den Einen. Hm! hm!

Ich will glauben, daß mein Vater Ursache hatte, sie zu hassen. Aber — was haben die Unschuldigen verbrochen?

Hm! ja! darauf antworte ich nicht. Glaub, was du willst! . . . Als ich deinen Vater heute, weil ich böses Wetter zwischen dir und ihm bemerkte, an dein Gutes erinnerte, sagte er mir: kenne ich das nicht? Halt' ich ihn für schlecht? Keinesweges. Er ist ein edler junger Mann, bis auf einige Kleinigkeiten, die das Alter wegschaffen wird, und die bei mir die Noth schon früher wegschaffte. Aber ich bedarf seiner ganzen Liebe, seiner ganzen Ehrfurcht, seines ganzen Gehorsams, seines ganzen Vertrauens zu einem großen Entschlusse, den ich von ihm fodern werde.

Er soll gut machen, was ich nicht gut machen konnte. Und er achtet mich nicht; er hat die Ehrfurcht für meinen Charakter verloren. Ich sehe voraus, daß durch ihn meine theuersten Plane mißlingen werden. Er wird durch sein Beispiel sogar meine Tochter abhalten . . . —

„Nein," rief Marie: „mich nicht! Verlangt mein Vater von mir einmal einen großen Entschluß: — hier ist meine Hand!"

Herr Meyer faßte die Hand, und sagte: ich nehme sie, Marie, in deines Vaters Nahmen; denn auch von dir fodert er ein großes Opfer. Und Gott segne dich, wenn du es ihm bringst! — Der Alte war bei diesen Worten so feierlich, daß Marien bange ward, und daß sie die zitternde Hand zurückzuziehen suchte. „Ja, erst muß ich wissen . . .," sagte sie. — Das sollst du, Marie. Fritz, du bist Zeuge ihres Versprechens. So sprach dein Vater, Fritz, und sein Herz rang mit schweren Sorgen. Ich

bitte dich, ehre den Charakter deines Vaters!

Wen er haßt, den haßt er! sagte Fritz noch einmal, doch etwas sanfter. — Ich bin sein Sohn, fing er lauter wieder an, und nicht sein Sklav, wozu er mich gern machte. Auch ich habe meinen Willen, wie er. Ich schwieg, und trug die Kette, an der er mich führte, geduldig; denn ich hatte die tiefste Verehrung vor seinem Herzen, vor seinem Leben ohne Flecken. Noch immer liebe ich ihn; ja, ich liebe ihn jetzt mehr, als jemals, weil ich ihn nun als einen Menschen kenne, der große Leidenschaften hat, und also mir näher steht. Aber er fodre nicht mit Härte von Andern Opfer, die er selbst nicht zu bringen weiß! — Herr Meyer, ich hoffe, Sie werden so menschlich seyn, meinen Vater von diesem Gespräche nichts erfahren zu lassen.

Meine Hand darauf! nicht ein Wort! Aber, junger Mensch, woher weißt du denn so bestimmt, daß dein Vater schwach war

oder es noch ist? Kannst du dich nicht irren? Ich bitte dich, überlege . . . —

Glauben Sie denn, Herr Meyer, daß ich gern diese Seite an meinem Vater kennen lernte? daß ich nicht zweifelte, kämpfte, und wieder zweifelte, bis ich helles Licht sah? Reden Sie doch! heben Sie meine Zweifel!

Hm! das kann ich nicht. So recht weiß ich nicht einmal den Zusammenhang aller Begebenheiten mit den beiden Menschen. Aber — wenn du dich dennoch geirrt hättest, Fritz!

Wenn, wenn —! Dann fodre mein Vater jedes Opfer; ich bringe es ihm.

Der Faktor sah ihm starr in die Augen. Die Hand darauf! sagte er dann. Ein Elender hält sein Wort nicht. Hörst du? — Er faßte Friedrichs Hand, und Marie mußte durchschlagen. Als er aus dem Zimmer gegangen war, sagte Marie traurig: „Bruder, ich glaube, der alte ehrliche Mann hat uns Beide gefangen. Ich

wollte, daß ich meinen Handschlag zurück-hätte! Aber heraus muß ich bringen, was für einen Vorschlag der Vater mir thun will. Jetzt wird die Sache ernsthaft! Adieu, Bruder." Fritz lächelte; denn er war ja seiner Sache völlig gewiß.

Am Abend kam Marie wieder auf ihres Bruders Zimmer, doch nicht, wie gewöhnlich, in einem hüpfenden Gange, mit einem frohen, heitern Gesichte. Sie trat nachsinnend, ein wenig ängstlich, an den Tisch, bei welchem Fritz mit einem Buche saß. „Bruder," hob sie nach einer langen Pause an, in der sie zehnmal die Lippen zum Reden geöffnet und wieder verschlossen hatte: „mir ist zu Muthe, als hätte ich die ganze Welt zu Feinden. Der alte Meyer sieht mir heute aus wie ein Wucherer; und der Vater — ich bin von allen Seiten um ihn her geschlichen. Er schrieb Zahlen, und es war mir, als ob er berech-

nete, wie hoch er uns Beide verkaufen könnte. — Du hast heute zwei Nahmen genannt, Bruder Fritz . . ." —

Die sind nicht für dein Ohr, Marie. Vergiß sie! Wollte der Himmel, auch ich hätte sie nie gehört!

„Du sprichst fürchterlich, lieber Bruder!" sagte Marie noch ängstlicher, und es drangen ein Paar Thränen aus ihren Augen. „Ach, wärest du freundlicher, du würdest mich fragen: was ist dir? Denn mir ist viel! sehr viel!"

Was ist dir, liebe Marie? fragte Fritz, nachdem er sie angesehen hatte, mit großer Zärtlichkeit.

„Wie hieß doch der Mann, in dessen Herzen man einen Nahmen mit goldnen Buchstaben fand? O, lieber Bruder, in meinem Herzen steht einer von den beiden Nahmen, die du nanntest, mit Feuerschrift. Er füllt meine ganze Seele, und ich bin schon glücklich, wenn ihn meine Lippen nur leise aussprechen."

Marie! rief der Bruder erschreckend: was ist das? Scherzest du, oder redest du in Ernst? Welchen Nahmen . . . —

„Sandberg! In diesen Nahmen würde sich, wenn ich stürbe, noch mein letzter Seufzer verwandeln: so oft haben ihn meine Lippen genannt. Aber du nanntest die Nahmen, und setztest hinzu: wen der Vater haßt, den haßt er! Mich überlief dabei ein Schauder, ohne daß ich noch wußte, warum. Doch nicht lange, so fielen mir Umstände ein; ich setzte zusammen, und fand auf einmal, daß ich vielleicht das unglücklichste Geschöpf hier im Hause bin. O sag: was ist es mit dem Nahmen Sandberg!"

Fritz ließ den Kopf mit der stark gefalteten Stirn auf die Brust sinken, und schwieg. Endlich fragte er: kannst du Vertrauen zu mir haben, Marie, ohne es von mir zu fodern?

„Ach, jetzt macht mich Alles so ängstlich: du, dein Betragen, mein Vater."

Sie setzte sich, und fing an zu erzählen. „Wir reisten vor einem Vierteljahre nach Bremen, der Vater, ich und der alte Meyer. Unser Wirth — du weißt ja, wie sehr er den Vater liebt — machte uns alle nur mögliche Vergnügungen, und ich war, wie natürlich, die Königin der Bälle, Spazierfahrten und Gastereien. Nach einigen Tagen gingen wir, um uns zu erholen, bloß mit der Familie unseres Wirthes, nach einem Landhause, eine Meile weit von der Stadt. Da wurde ein Fremder angemeldet, der mit dem Sohn unseres Wirthes — ich weiß nicht, ob von Lübeck oder Hamburg — kam. Es entstand ein Geflister, eine Art von Unruhe, die ich vielleicht nicht bemerkt haben würde, wenn der Vater mir nicht gesagt hätte: wir wollten uns aus guten Gründen einige Tage Großmann nennen. Er gab mir wirklich einen Grund an, der mir aber wie eine Unwahrheit vorkam. Ich wurde neugierig auf den Fremden, der diese Unruhe verursachte. Es war

ein junger, liebenswürdiger Mann, der bei dem feinsten Anstande zugleich eine erstaunliche Treuherzigkeit hatte, und zwar einfach, aber, was uns Mädchen sehr wohlgefiel, höchst elegant gekleidet war. Seinen Nahmen hörte ich nicht; man nannte ihn, von einer weitläuftigen Verwandtschaft her, Herr Vetter. Es fiel mir zwar auf, daß der Vater jetzt so einsylbig, und doch so gespannt war, und daß er mich mehr als gewöhnlich beobachtete; ich schob indeß die Schuld davon auf das Geheimnißvolle, das mir von unserm Wirthe herzurühren schien."

„Wir jungen Leute gingen endlich in den Garten, und der Fremde, der mich wahrscheinlich für die Tochter vom Hause hielt, bot mir seinen Arm. Es schien mir unschicklich, daß Bruder und Schwester allein bleiben sollten, wenn er mich führte; Jettchen winkte mir aber, und schon an der Gartenthür hatte sie mir zugeflistert: ich habe mit meinem Bruder ein Langes und Breites von Herzensangelegenheiten

zu plaudern. So befand ich mich bald mit dem Fremden allein, und wurde sehr heiter, da die Komödie anfing mich zu belustigen. Wir sprachen bloße Kleinigkeiten; doch, lieber Fritz, diese Kleinigkeiten waren mir interessant, und, wie es schien, dem Fremden nicht weniger. Nach einigen Stunden kam Jettchen wieder zu uns, und brachte die Nachricht, daß die Eltern kämen. Nun bot ihr Bruder mir den Arm. Jettchen ging mit dem Fremden in eine andre Allee; doch sobald die Abendluft unsre Alten ins Haus trieb, ging sie wieder mit ihrem Bruder, und mich führte der Fremde. Dem mußte Jettchen unterdessen nothwendig recht viel von meinen tausend Tugenden gerühmt haben; denn er war jetzt noch weit ehrerbietiger gegen mich, und auch weit interessanter. Am Abend machten wir Musik, und — offenherzig gesprochen — ich nahm mich einmal zusammen. Daß mein Fremder ein wenig albern aussah, als ich mich auf den sanften Flü-

geln eines Adagios, mit meiner ganz hübschen Stimme, und — was ich ihn aber natürlicher Weise nicht merken ließ — einem sehr bewegten Herzen, so hoch als möglich hob, mißfiel mir gar nicht. Jettchens Bruder, der mich am folgenden Morgen führte, weil die Alten mit uns spazieren gingen, hob jetzt auch den Fremden bei mir. Er erzählte mir von seines Freundes Güte, Edelmuthe und Talenten so viel Schönes, daß ich in einem so blutjungen Manne nicht die Hälfte von allen den Herrlichkeiten gesucht hätte. Sobald die Alten uns verließen, nahm der Fremde meinen Arm wieder, und so unschuldig — auch einem Cato sollte es schwer geworden seyn, etwas dagegen zu erinnern. Mir fiel das auf, und ich fand es nun rathsam, die Alten ein wenig genauer zu beobachten. Bald schien mir der Vater, bald unser Wirth an der Verwirrung Schuld zu seyn; und endlich kam es mir so vor, als wäre Jettchen dem Fremden bestimmt, und als

wollte sie ihn gern mir zuwenden. Kurz, ich wußte nicht, wie ich daran war; wohl aber, daß mir die Gesellschaft des Fremden von Minute zu Minute lieber wurde. Daß es ihm nicht anders ging, als mir, flisterte mir meine Eitelkeit ganz deutlich, und mein Herz ganz leise zu. Es gab noch Gelegenheit, daß auch ich ein Paarmal albern aussehen konnte, besonders als er mit einer sehr schönen Tenorstimme etwas recht Schweres mit unbegreiflicher Leichtigkeit sang. Aber auf einmal mußte er fort. Er mußte! Ich sah alle Gesichter der Reihe nach an, um herauszubringen, wer Schuld an der Trennung wäre, die mich wirklich schmerzte. Als er Abschied nahm, und mir eine Verbeugung machte, warf er noch einen stillen, traurigen, aber flammenden Blick auf mich. Ich erröthete; und, daß er es bemerkte, war nun eben nicht das rechte Mittel, mir die natürliche Farbe wieder zu geben. Sobald er das Zimmer verlassen hatte, trat ich ans Fenster. Er schwang

sich auf ein schönes, muthiges Pferd, sah zu uns herauf, grüßte mich, mich ganz allein, und sprengte davon. Ja, Fritz, ich wünschte, daß ich ihn wiedersehen, ihn immer sehen möchte."

„Als er fort war, sprach -- seltsam genug! — niemand ein Wort über ihn; Alle thaten, als wäre er gar nicht da gewesen. Nur Jettchens Bruder sagte mir verstohlen: ich hätte tiefen Eindruck auf seinen Freund gemacht. Wir gingen wieder nach Bremen, und da gab man, ich glaube mir zu Ehren, einen Ball en masque. Nicht lange, so wurde ich von einem Herrn mit den gewöhnlichen Complimenten aufgefodert. Aber, anstatt zu dem Tanzplatze, führte er mich in ein Nebenzimmer. Darf ich mir, sagte eine zitternde, mein ganzes Herz bewegende Stimme, einige Minuten Gehör von Ihnen erbitten? Du merkst wohl, daß es mein Fremder war. Er entdeckte mir seine Liebe, und sagte: es sey etwas Geheimnißvolles zwischen uns, das

er, bei seiner gänzlichen Unbekanntschaft mit Bremen, nicht zu enträthseln wisse, da auch sein Freund über mich ein ungewöhnliches Stillschweigen beobachte. Seine Geschäfte riefen ihn wieder nach Hause; er könne aber nicht eher reisen, als bis er wisse, wie ich von ihm denke."

„Ich gab ihm zu, daß etwas Geheimnißvolles zwischen uns sey. Denn, sagte ich lächelnd, bis diesen Augenblick weiß ich ja nicht einmal Ihren Nahmen. Er erwiederte mir: ich heiße Sandberg."

Bei diesem Nahmen sprang Fritz vom Stuhle auf, und ging sehr unruhig hin und her. Endlich blieb er vor seiner Schwester stehen, und sagte in dumpfen Tönen: es ist ein sehr böser Genius in unsre Familie getreten; ein Geist der Rache, der beleidigte Geist der Menschlichkeit! Höchst seltsam! . . . Doch erzähle weiter, Marie.

„Du hast mich erschreckt, lieber Fritz. Ich bitte dich . . ."

Sey ruhig, und erzähle weiter, Marie.

„Sandberg sprach sehr rührend, und fragte mich endlich: ob er wohl auf meines Vaters Einwilligung hoffen dürfe, da er arm sey und nur für die Zukunft gute Aussichten habe. Ich antwortete ihm: darauf würde mein Vater nicht sehen; denn er selbst hätte ein ansehnliches Vermögen, und wüßte, daß ein Mann mit Talenten und Fleiß sich emporarbeiten könne."

„Und wer ist Ihr Vater? fragte er jetzt sehr froh. Als ich ihm unsern Nahmen nannte, schien er zu erschrecken, und blieb lange nachdenkend sitzen, ohne ein Wort zu sagen. Kurz, er benahm sich ein wenig albern; denn er hätte mich lieber gar stehen lassen, und wäre davon gegangen. Mein Vater, sagte ich, ist ein sehr edler Mann, und hat mich lieb. In der That, das mußte ich sagen, um ihn noch aufzuhalten. Er seufzte. Endlich fragte er: und Sie kennen meinen Nahmen nicht? — Ich

höre ihn heute zum ersten Male. — Wenn wir einander jetzt auch zum letzten Male sehen, sagte er in dem rührendsten Tone; so — so denken Sie zuweilen an einen Mann, der einige Stunden glücklich war, und dem nun das Leben gleichgültig ist, weil er keine Hoffnung hat, Sie jemals sein zu nennen! — Er verbeugte sich, und wollte mich verlassen. Ich hielt ihn noch einmal auf. Sagen Sie mir, warum sind Sie bei meinem Nahmen so erschrocken? — Um so besser, erwiederte er, wenn Sie es nicht wissen. Er faßte meine Hand, und ließ, als er sich verbeugte, eine Thräne darauf fallen. Schmerzlicher, sagte er leise, wurde nie ein Lebewohl gesagt. Leben Sie wohl! — Ich wurde von seinem Schmerze mit ergriffen. Es könnte seyn, sagte ich, daß wir einander jetzt zum letzten Male sähen, ob ich gleich nicht begreife, warum. Nun denn! so sey Ihnen dies ein Andenken an unsern Abschied. — Kaum bei halbem Bewußtseyn zog ich einen einfachen

Goldring

Goldring vom Finger, und hielt ihm den hin. Er nahm ihn, und sagte: o, wäre er mehr als ein Andenken an eine Trennung auf immer! — Er soll Sie auch, fiel ich ein, an die Freundschaft eines reinen und bewegten Herzens erinnern. — Und, fragte er, wenn das Schicksal mir wohlwollte: dürfte er mir noch mehr seyn? — Mein Vater, antwortete ich, ist ein edler Mann, der mich liebt, und der mich gern glücklich sehen wird. — Ihr Vater! Und wenn er Gründe fände, Nein zu sagen? fragte er in einem Tone, der ruhig seyn sollte, aber nichts weniger war. Ich antwortete schnell: dann sey dieser Ring Ihnen ein Andenken an eine unglückliche Liebe! — Mit diesen Worten ging ich rasch in den Tanzsaal zurück, und seitdem habe ich ihn nicht wieder gesehen. Ich war entschlossen, mich dem Vater zu entdecken; doch noch immer erwartete ich, wieder etwas von Sandberg zu hören. Nun kennst du das einzige Geheimniß meines Herzens. Sag, lieber

Bruder: was habe ich zu hoffen? oder — was zu fürchten? —

Zu hoffen? — nicht viel! zu fürchten — alles! So höre denn! Wen der Vater haßt, den haßt er. Sandbergs Vater war der Busenfreund des unsrigen. Er fallirte zweimal, und wohl durch eigne Schuld, durch Verschwendung. Unser Vater rettete ihn beide Male, und opferte dazu einen großen Theil seines eigenen Vermögens auf.

„Daran erkenne ich ihn wieder, unsern edlen Vater! Gott Lob! Ja, so ist er! so ist er!"

Weiter! fuhr der Bruder mit Kälte fort. Das zweite Mal richtete der Vater Sandbergs Hauswesen ein, und schrieb ihm Gesetze der strengsten Sparsamkeit vor. Sandberg schien gebessert; er machte aber heimliche Ausgaben, die nicht in meines Vaters Plane standen. Schon das erkältete ihre Freundschaft. Endlich aber nahm sich Sandberg, vielleicht aus Gutherzigkeit,

aus Großmuth, einer unglücklichen Familie an, die unsern Vater schwer beleidigt hatte; und nun verwandelte sich des Vaters Freundschaft für ihn in glühenden Haß. Er stürzte den unglücklichen Mann, und verfolgte sogar dessen Sohn! ... Marie, glaube mir, deine Liebe ist ohne Hoffnung; denn unser Vater, so großmüthig, so edel er auch handelt, kann nicht verzeihen, wenn er einmal beleidigt ist. O, ein unglückliches Schicksal hat uns Beide, seine Kinder, zu Werkzeugen, oder zu Gegenständen seines Hasses bestimmt. Wir müssen unglücklich werden, oder unglücklich machen: das ist unser Schicksal!

Marie stand tief erschüttert, bleich und schweigend, da. Endlich fragte sie: „Bruder, weißt du das Alles gewiß?"

Fritz antwortete ruhig: ich liebe mit der ganzen Leidenschaft eines jugendlichen Herzens; noch mehr, Marie! mit dem Herzen eines Sohnes, der gut zu machen hat, was sein Vater versah — ich liebe mit der

Stärke der Tugend ein unglückliches und edles Mädchen! Doch, ist es nicht so, wie ich sagte, und habe ich mich geirrt — du weißt, welch ein Opfer der Vater von mir fodert: meine Hand, mein Herz; — dann bringe ich ihm jedes, das er verlangt, jedes. Ich habe dem Faktor mein Wort gegeben, und wiederhole es dir.

„Aber warum, lieber Bruder, entdecktest du dich dem Vater nicht? ihm, dem edelsten Manne?"

Wohl zehnmal stand ich im Begriff, ihm mein ganzes Herz zu eröffnen. Doch seine Verschlossenheit, sein Heimlichthun, das Verbergen aller seiner Handlungen . . . — Marie, brauchte er seine Handlungen zu verbergen, wenn sie gut waren?

„Hast du dir denn etwas Schlechtes vorzuwerfen, Fritz? Und doch bist du eben so heimlich, eben so verschlossen, wie der Vater."

Wenn ich ihm mein Herz öffnete, und das seinige nicht gewann, so gab ich die

Unschuldige aufs neue seiner Verfolgung hin.

„Seiner Verfolgung? O, du harter, grausamer Mensch! Ich gebe, ohne zu zittern, meinem Vater den Mann hin, den ich liebe; jetzt, diesen Augenblick!" Fritz hielt sie auf; sie riß sich aber los, und sagte: „ich kann unglücklich seyn; aber ich muß wissen, ob mein Vater ein Mensch ist!"

Wie glücklich, dachte Fritz, als seine Schwester weg war, — wie glücklich würde ich seyn, wenn ich mit eben dem Vertrauen sagen könnte: ich gebe ihm, ohne zu zittern, meine Geliebte hin! Er übersann noch einmal die Begebenheit, durch die er das kindliche Vertrauen verloren hatte, und fand, daß er sich keinen Vorwurf zu machen brauchte. Doch nun dachte er wieder an den alten Meyer und die Hunderte von Menschen, die seinen Vater achteten und verehrten. Irrte ich, sagte er endlich, so

bestrafe mich mein Unglück! Er zog seinen Ueberrock an, warf sich auf ein Pferd, und war in einer Stunde bei dem geliebten Mädchen, dessen Schicksal ihm seinen Vater verdächtig gemacht hatte.

Doch eigentlich war der Same zum Mißtrauen schon früher in seinem Herzen. Sein Vater befahl ihm wenig, sondern ließ ihm seinen eigenen Willen; „denn," sagte er, „Fritz soll ein Mann werden!" Er schlug dem Sohne selten etwas geradezu ab, nahm ihm aber wohl, und zuweilen recht gern, die Mittel, seine Wünsche zu befriedigen; „denn," sagte er wieder, „Fritz soll ein Mann werden!" — Der Sohn schwieg, und erwartete die Gründe, warum der Vater so handelte; der Vater hoffte, er würde von dem Sohne über die Gründe befragt werden, und schwieg, weil dieser schwieg. Ohne es zu glauben, herrschte er, weil er nicht beherrscht seyn wollte; der Sohn fühlte sich beherrscht, und ertrug das ungern, aber,

LB Coburg

weil der Herrscher sein Vater war, schweigend.

So verlor der Sohn, als er von der Universität zurückkam und wieder in dem väterlichen Hause leben mußte, das Vertrauen, die Freundschaft zu seinem Vater, wozu dieser durch sein Alter und seine Tugenden berechtigt gewesen wäre. Aber er fürchtete seinen Vater, und — fürchtete Niemanden, den er nicht achtete. Er ehrte dessen strenge Redlichkeit, die zarte Humanität, mit der er jeden Unglücklichen behandelte, ja selbst das Glück, das ihn so ununterbrochen begleitet hatte. Um seinen Vater auch wieder lieben zu können, wünschte er nichts, als unabhängig von ihm zu seyn. Er äußerte seinen Wunsch nicht; und der Vater, der den Mangel des Vertrauens nicht merkte, weil er es nicht verloren zu haben glaubte, erwartete, daß der Sohn ihm seine Wünsche entdecken würde. Sie achteten einander Beide, und hätten nur nicht Vater und Sohn seyn dürfen, um einander zärtlich zu lieben.

In dieser Stimmung ritt Fritz eines Tages nach Sorgen, einem nahen Dorfe, wohin ihn ein liebliches, einsames Thal voll Elsen und Ulmen zuweilen lockte. Als er dies Mal sein Pferd im Wirthshause untergebracht hatte, und an dem Dorfe weg ging, hörte er aus dem Garten einer kleinen Pachtung den Ton einer Harfe. Er blieb stehen, und behorchte eine klagende Phantasie, die sich mit einem sanften Andante endigte. Die Harfe schwieg, und er ging weiter nach seinem Thale. Bei der Rückkehr am Abend hörte er wieder einige Accorde der Harfe, als wenn Jemand nur mechanisch in das Instrument griffe; und so wie er sich dem Garten näherte, vernahm er aus einer Laube, an deren Rückseite er vorüber mußte, zwei weibliche Stimmen. „Aber was fehlt uns, gute Mutter?" sagte die eine, mit dem lieblichsten Tone: „der blaue Himmel, die wunderschöne, erquickende Natur . . ." —

Du bist eine Närrin mit deiner Natur!

antwortete die andre Stimme etwas rauh und hart. Wer weiß denn hier, daß du ein schönes Mädchen bist! Wer anders als die Bauern im Dorfe sieht dich!... Ich möchte die Harfe in Stücke schlagen. Kein Mensch hört ja, wie gut du sie spielst! Verkaufen müssen wir sie noch, um nur Brot zu haben.

„Mein Herz, liebe Mutter, hört die Töne der Harfe; und wenn Ihnen die Einsamkeit auf dem Lande nicht mehr so zuwider ist, dann wird auch Ihr Herz das Instrument und Ihre Tochter gern hören." Sogleich griff sie in die Saiten, und spielte ein Adagio, das den wildesten Unmuth hätte besänftigen müssen. Doch auf die Mutter that es keine Wirkung; sie fing aufs neue an, ihr Schicksal bitter zu beklagen.

Friz, der noch immer stehen geblieben war, weil ihn das schöne Spiel des Mädchens interessirte, hörte aus dem Gespräche, daß die Familie ehemals reich gewesen seyn mußte; denn die Mutter schalt auf einen

Mann, der sie unglücklich gemacht hätte. Beide Frauenzimmer standen endlich auf, und entfernten sich. Fritz ritt nach Hause, doch nicht ohne große Neugierde, wer das Mädchen wohl seyn könnte. Schon nach einigen Tagen war er wieder in Sorgen, und dies Mal ging er absichtlich an dem Garten hin. Er bog die Zweige der Hecke aus einander, und nur zehn Schritt weit von ihm saß ein Mädchen an einem Spinnrade, und las dabei in einem Buche, das sie auf den Knieen liegen hatte. Sie schien das schon oft gethan zu haben; denn Lesen und Arbeit, Beides ging ihr von Statten. Ihr Gesicht war gerade nicht schön, wofür die Mutter es einige Tage vorher erklärte, aber doch sehr lieblich und edel. In dem geistvollen Auge lag eine sanfte Wehmuth, und durch die weiße Haut der Wangen schimmerte eine zarte Röthe. Ihre Kleidung war reinlich, anständig, doch nur von sehr wohlfeilem Zeuge. Kaum hatte Fritz sie ein Paar Minuten betrachtet, so legte sie

das Buch bei Seite; denn ihre Mutter kam in den Garten. Diese war besser gekleidet; mit ihrer Tochter verglichen, hätte man sie geputzt nennen dürfen. Beide gingen durch eine Hinterthür in das Feld, und auf das Ulmenthal zu. Fritz folgte ihnen von weitem, und seine Phantasie beschäftigte sich mit ihrem Schicksal. Er fühlte den Wunsch, mit ihnen bekannt zu werden, — nur, damit das Mädchen die Harfe nicht zu verkaufen brauchte, die ihr Trost im Unglück zu seyn schien. In dem Thale, dessen Eingang auf beiden Seiten mit einem Graben umgeben war, näherte er sich ihnen schnell, und redete die Mutter sehr höflich an. Die Geschwätzigkeit dieser Frau machte es ihm ganz leicht, in ihrer Gesellschaft zu bleiben. Da er mit ihr, und noch mehr mit ihrer Tochter, bekannt zu werden wünschte, ohne doch ein besondres Interesse dabei zu haben; so war er besonnen genug, einen Ton zu nehmen, der keiner von Beiden missfallen konnte.

Die Mutter gab sich die Miene, als hätte sie nach dem Tode ihres Mannes freiwillig die Einsamkeit des Landlebens gewählt, und sprach von dem Glanze der großen Welt, als sey sie dessen überdrüßig geworden. Die Tochter schwieg erröthend, und suchte den Spaziergang abzukürzen; die Mutter, welche sich durch das ehrerbietige Betragen eines wohlgekleideten jungen Mannes geschmeichelt fühlte, suchte ihn zu verlängern. Als endlich die Tochter sie dennoch bis an die Thür des Gartens gebracht hatte, und sich gegen den Fremden verbeugte, bat ihn die Mutter, einzutreten.

Mit einem flüchtigen Erröthen, wodurch er die Tochter gleichsam um Verzeihung bat, nahm er die Einladung an, und wurde nun in ein kleines Zimmer geführt, das noch mit einigen Ueberresten eines vornehmen Lebens geputzt war. Die Mutter ging hinaus, um etwas zu bestellen, und Fritz blieb nun mit der Tochter allein. An ih-

rem fremden, scheuen Wesen bemerkte er wohl, daß seine Anwesenheit ihr nicht lieb war. Er sagte daher in einem ernsten, ruhigen Tone: Mademoiselle, ich kenne Sie schon genug, um Ihnen offen zu gestehen, warum ich hier bin. Sie scheinen nicht glücklich zu seyn. Der Zufall ließ mich vor einigen Abenden einige Worte von einer Unterredung zwischen Ihnen und Ihrer Mutter hören, und heute machte er mich zu Ihrem Begleiter. Es ist nicht viel, was ich Ihnen anzubieten habe: die Freundschaft eines Mannes von Ehre, und — wenn Sie den bedürfen — den Schutz einer menschlichen Familie. Ich wünschte, Mademoiselle, Sie fänden in diesem Anerbieten nur den herzlichen Wunsch, Ihre Zufriedenheit zu befördern.

Das Mädchen antwortete, hold erröthend, und mit einer Verbeugung: „wahrscheinlich haben Sie den zu lebhaften Wunsch meiner Mutter, die an Reichthum gewöhnt ist, nicht ganz verstanden. Ich

danke Ihnen aufrichtig für Ihre Güte. Wir sind aber nicht unglücklich, mein Herr, nicht einmal arm; und so . . ." —

Und so . . .? Darf ich sagen, was Sie dachten? So kann ich gehen. (Er nahm seinen Hut.) Ich fühle mit Beschämung, daß ich mich Ihnen aufgedrängt habe, und weiß, was die Sitte fodert. Verzeihen Sie einem Manne, den bloß Menschlichkeit, keine Nebenabsicht, zu Ihnen führte.

„Verzeihen? O, ich danke Ihnen mit gerührtem Herzen!" Das Mädchen hob die Arme auf, doch ohne den Ort, wo sie stand, zu verlassen. Die Stellung war rührend. Ihr Herz gebot ihr, den Menschen, der ihr Hülfe anbot, zu umfassen, die Sitte aber ließ sie nicht näher treten.

Jetzt kam die Mutter wieder in das Zimmer, und er mußte noch bleiben, da sie mit Ungestüm deshalb in ihn drang. Er sprach aber nur von gleichgültigen Gegenständen, und ging, sobald er schicklicher Weise konnte. — Als er einmal wieder in

Sorgen war, erkundigte er sich nach den beiden Frauenzimmern, und erfuhr, daß sie in einer sehr beschränkten Lage bei einer Witwe, der Pächterin eines großen Meierhofes, lebten. Er vermied recht sorgfältig alle Gelegenheiten, sie wieder zu sehen. Eines Tages aber erzählte ihm die Wirthin, bei der er abzusteigen pflegte, daß die Mutter des Mädchens gestorben wäre. Nun ging er auf den Meierhof, und fand die Tochter in der tiefsten Traurigkeit. Die Pächterin kam dazu, und aus einigen Worten, die ihr entfielen, konnte er schließen, daß seine junge Freundin sich in einer völlig hülflosen Lage befände. Er wiederholte sein neuliches Anerbieten mit großer Schonung; sie schlug es aber aus, ob sie gleich dadurch gerührt schien. Nun sprach er heimlich mit der Pächterin, und erfuhr von ihr, daß die Mutter eine Pension, die sie jährlich ausgezahlt bekommen, größten Theils an Kleidung und Putz gewendet hätte, und daß nun Schulden zu bezahlen wären. Er bat die

Frau, das Mädchen bei sich zu behalten, und bezahlte ihr das Kostgeld auf einige Monate voraus, verbot ihr aber aufs strengste, es Julien (so hieß das Mädchen) zu verrathen. Julie blieb bei der Pächterin, half ihr in den Haushaltungsgeschäften, und glaubte nichts weniger, als daß der junge Mann, der sich gar nicht mehr um sie bekümmerte, ihr Wohlthäter wäre.

So war über ein halbes Jahr vergangen, als die Pächterin endlich einmal in einer vertraulichen Stunde das Geheimniß ausplauderte. Julie ging nun täglich in das Ulmenthal, und nicht lange, so traf sie da den jungen Wille, dessen Nahmen sie aber noch nicht wußte, weil man ihn in dem Wirthshause nur Herr Referendarius nannte, und ihn mit einem andren, ihm an Figur sehr ähnlichen, jungen Manne verwechselte.

Sie sagte ihm, was ein zartes, dankbares Herz in einem solchen Falle sagen kann. Er führte sie nach ihrer Wohnung

zurück,

zurück, und erhielt nun leicht die Erlaubniß, sie wieder besuchen zu dürfen. „Ich weiß nicht," sagte Julie, als Fritz bald wieder zu ihr kam, „wie es nur möglich ist, daß ich die Menschen nicht hasse, sondern liebe. Unglück, womit ein hartes Schicksal uns überhäuft, ist freilich mit Geduld wohl zu ertragen; und da es uns zu Gegenständen des Mitleidens macht, so kann es, denk' ich, sogar süß werden. Aber das Unglück, das wir, meine Eltern und ich, erlitten haben . . . !" Sie brach mit einem tiefen Seufzer ab.

Sie tragen es so schön, sagte der junge Wille, als wäre es Glück oder nur ein süßes Leiden gewesen.

„Ach, es thut doch weh, sehr weh, wenn ein harter Mensch unschuldige Herzen so zerschlägt! Und das meinige war gewiß unschuldig. Sie glauben nicht, mit welcher Grausamkeit man uns verfolgt hat, und wie eifrig man mir noch jetzt nachspürt, um mich ganz unglücklich zu machen!"

Entsetzlich! sagte Fritz. Aber fürchten Sie nichts; und wenn ich Ihres Vertrauens nicht unwerth bin, so . . . Wer ist Ihr Feind?

„Ich nenne den Nahmen nicht gern; er thut meinem Herzen weh, so oft ich ihn höre."

Ich muß ihn kennen, wenn ich Sie vor ihm sichern soll. Sagen Sie mir, wer ist er!

„Ein reicher Mann, von großem Einfluß: der ehemalige Bankier Wille in Hamburg."

Fritz sprang vor Schrecken auf. Nimmermehr! Sie irren Sich. Der Bankier Gotthold Wille, der Associé . . .?

. . . „von Hummel. Eben der! O, noch sehe ich, wie er in unser Comtoir herein stürzte, und wie mein Vater erblaßte, als er die funkelnden Augen des Mannes sah. Ich war damals etwa acht Jahr alt. Mein Vater und meine Mutter warfen sich dem harten Manne zu Füßen, und

ich faßte in kindischer Unschuld seine Hände. Sie werden mich zu Grunde richten! sagte mein Vater mit Tönen des rührendsten Jammers. Ja, das will ich! erwiederte der grausame Mann; das will ich! Wir weinten Alle; doch er war unbeweglich. Mein Vater wurde in Verhaft genommen, und der Gram endigte in Kurzem sein Leben. Unser Vermögen ging ganz verloren. Ach, wir wurden sehr unglücklich!"

Nimmermehr! rief Fritz, mit bleichem Gesichte, und am ganzen Körper zitternd. Unmöglich! schlechterdings unmöglich!

„Was ist Ihnen? Um des Himmels willen!" sagte Julie, durch den Ton seiner Stimme erschreckt. Er suchte sich zu fassen, und hob etwas ruhiger wieder an: gewiß, Sie irren Sich in dem Nahmen. Ich kenne diesen Wille genau. Er ist ein edler, sehr edler Mann. Unmöglich, sage ich Ihnen.

„Ich irre gewiß nicht, und kann in

diesem Falle nicht irren. Ein edler Mann! ein Freund jedes Unglücklichen! Ja, dafür ward er allgemein gehalten; und eben das machte ihn so fürchterlich, so allmächtig. Alle gute Menschen traten auf die Seite dieses Grausamen. Mein unglücklicher Vater fand nicht einmal mehr einen Vertheidiger, als Wille sich gegen ihn erklärt hatte."

Glauben Sie mir, Wille ist der edelste Mann, der auf der Erde lebt!

„Nein, nein! denn wäre mein Vater auch schuldig gewesen: was hatte denn meine Mutter verbrochen, und was ich, daß er uns mit solcher Härte unsre Freunde, unsre Beschützer nahm, daß er jeden verfolgte, den unser Unglück rührte, und sogar seinen Busenfreund unglücklich machte, weil er uns Mitleiden gezeigt hatte?"

Unmöglich! rief Fritz mit immer größerem Entsetzen. Dieser Wille ist mein Wohlthäter: der Bankier Gotthold Wille, Associé von Hummel, der von Hamburg

wegzog, ein schöner Mann, mit schlichtem blondem Haar.

„Richtig! derselbe! Ist der ein edler Mann; o, dann Wehe der Menschheit! Ach, Sie kennen mein Schicksal nicht. Nur die verborgenste Einsamkeit und Veränderung unseres Nahmens konnten uns der Verfolgung des harten Mannes entziehen. Er mag Ihr Wohlthäter seyn; aber an mir hat er grausam gehandelt."

Fritz ging hinaus, um sich zu erholen; doch zuvor mußte Julie ihm versprechen, weiter zu erzählen, wie Herr Wille sie verfolgt habe. Nach einer Viertelstunde, die er in dem Ulmenthale zubrachte, war er völlig überzeugt, sie irre sich in dem Nahmen. Er kehrte sogleich zurück, und lächelte ungläubig, als sie ihre Erzählung wieder anfing.

„Nach dem Tode meines Vaters erhielt meine Mutter eine Pension von einem Bankier, dessen Nahmen wir erst späterhin erfuhren, und den ich erst lange nachher

kennen lernte. O, dem edlen Manne habe ich viel zu danken!... Er machte meiner Mutter die Bedingung, daß sie an einem kleinen Orte leben sollte. Ich allein kam wieder nach Hamburg, in das Haus eines guten Mannes, Herrn Sandberg. Hier wurde ich mit aller Sorgsamkeit, die ein Kind nur von den zärtlichsten und reichsten Eltern fodern könnte, erzogen. Es währte nicht lange, so liebte ich meinen Wohlthäter, ob ich gleich wohl wußte, daß er Willen bei dem Sturze meines Vaters geholfen hatte. So wenig ich auch in meinem damaligen Alter bemerken konnte, so entging es mir doch nicht, daß man im Hause ein Geheimniß hatte, welches mich und Willen betraf. Herr Sandberg lebte, aber nur sehr heimlich, auf einem großen Fuße, und gerieth dadurch zuweilen in Verlegenheiten, denen er abhalf, um in noch größere zu gerathen. Es kam mir endlich so vor, als ob man vorzüglich auf Willens Unterstützung rechnete. Daraus, daß Madame

Sandberg oft sehr betrübt war und verstohlen weinte, schloß ich, daß ihres Mannes Umstände sehr gefährlich geworden seyn müßten. Jetzt fielen zuweilen Unterredungen vor, aus denen ich merkte, daß er sich nicht mehr so fest auf Willen verließ, wie ehemals; und bei einer solchen Unterredung sah Madame Sandberg mich sehr oft mit Wehmuth an, umarmte mich auch wohl mit heißen Thränen, und sagte in tiefem Schmerze: du armes, unglückliches Kind!"

„Endlich schrieb Herr Wille, daß er kommen würde. Mich überlief ein Schauder, als man mir sagte, daß ich den bittern Feind meiner Eltern wiedersehen sollte. Herr und Madame Sandberg wurden von Tage zu Tage ängstlicher, und machten allerlei Plane, wie sie mich dem Anblick des Mannes entziehen könnten. Meine Lage war nun äußerst peinlich. Ich ging eines Morgens zu Herrn Sandberg in sein Kabinet, und bat ihn, mir zu sagen, in wie

fern ich zu seiner Unruhe beitrüge. Er stützte lange schweigend den Kopf in die Hand; dann küßte er mich, und sagte: ja, mein Kind, du bist die Hauptursache meiner Sorgen. Ich wünschte, daß Herr Wille dich nicht zu sehen bekäme — er, von dem allein ich noch Hülfe erwarten kann. Denn — sagte er in heftiger Rührung, und sprang vom Stuhl auf — wenn er dich sieht, so bin ich verloren! Ich begriff das nicht, und bat ihn, es mir zu erklären."

„Er schloß die Thür ab, und ließ sich von mir versprechen, daß ich, was er mir sagen würde, auch sogar seiner Frau verschweigen wollte. Du mußt fort, hob er dann an, oder ich bin unglücklich! — Es währte lange, ehe ich den Zusammenhang von dem Allen herausbringen konnte; und ich war wie vernichtet, als ich ihn endlich erfuhr. Sagen Sie selbst, ob der Haß sich weiter treiben läßt! — Herr Wille hatte gehört, daß Sandberg sich meiner annähme. Er war meines Vaters Feind gewe-

sen, und wollte nun auch mich verderben. Herr Sandberg sollte nur dann Hülfe von ihm bekommen, wenn er mich unglücklich machte, wenn er mich verstieße, ja, noch mehr! wenn er mich und meine Mutter seiner Verfolgung Preis gäbe! Das waren die Bedingungen, unter denen der harte Wille helfen wollte! . . . Herr Sandberg hatte ihm verschwiegen, daß ich mich in seinem Hause befand; nun wußte er es endlich, und die Angst, worin mein Wohlthäter um meinetwillen war, zeigte mir nur allzu deutlich, wie viel ich zu fürchten hatte."

Jetzt sprang der junge Wille auf, und rief betäubt: großer Gott! ist es möglich? So konnte mein Vater handeln?

Julie starrte ihn an. „Wie?" sagte sie mit den Zeichen des höchsten Schreckens: „es ist . . ." —

Ja, Wille ist mein Vater! rief Fritz. Aber unmöglich! unmöglich! — Er sah einige Minuten finster vor sich nieder; dann

sagte er kalt: Mademoiselle, lassen Sie mich alles hören.

Julie war nur durch anhaltendes Bitten dahin zu bringen, daß sie weiter erzählte. „Ich verließ,“ fuhr sie endlich fort, „das Haus meiner Wohlthäter, und wurde noch so reichlich ausgestattet, als es ihre Umstände nur immer erlaubten. Ach, es kostete den edlen Menschen schmerzliche Thränen, als ich mich aus ihren Armen losriß. — Herr Sandberg schlug mir vor, nahe bei Hamburg zu wohnen, wo ich verborgen seyn, und von ihm noch ferner unterstützt werden könnte. Ich stellte mich, als nähme ich den Vorschlag an, war aber schon entschlossen, den edlen Mann, der jetzt selbst fast arm war, nicht länger zu belästigen. Daher reiste ich sogleich zu meiner Mutter, und sagte ihr, daß wir gesucht würden. Nun zogen wir hieher nach Sorgen, weit genug weg von dem harten Manne, den wir fürchteten. Die kleine Pension meiner Mutter ließen wir durch eine

Frau erheben, die ehemals bei meinen Eltern in Diensten gewesen war, und auf deren Verschwiegenheit wir rechnen konnten. So gelang es uns, verborgen zu bleiben, obgleich mit großem Eifer nach uns geforscht wurde. — Sandberg fiel, und ich fürchte, als ein Opfer seines Edelmuthes. Ich verschwieg auch ihm den Ort unseres Aufenthaltes, daß er mit gutem Gewissen sagen könnte, er wisse ihn nicht."

Fritz ging unruhig im Zimmer auf und nieder. Ihm fielen Umstände ein, die ihn nicht länger an der Wahrheit dieser Erzählung zweifeln ließen: z. B. der Unwille, den sein Vater ganz deutlich äußerte, so oft der Nahme Schacht genannt wurde. Er erinnerte sich auch, daß sein Vater besonders darum über Sandberg erzürnt war, weil ihm dieser den Aufenthalt von ein Paar Personen, die er suchte, nicht entdecken wollte. Ja, sagte er endlich mit bitterer Kälte: er ist es; und wenn Sie den Haß des Vaters nicht an dem Sohne rächen wollen, so . . . so

müssen Sie mir erlauben, die Härte Ihres Schicksals zu mildern. Unsre Väter waren Feinde. Wir lernten einander kennen, um ihr Vergehen durch Freundschaft wieder gut zu machen. — Er küßte Julien, die in Thränen zerfloß, die Hand — nicht mit dem Feuer der Liebe, sondern mit offenbarer Kälte. Sie sind hier sicher, sagte er dann, obgleich mein Vater nur eine Stunde weit von Ihnen wohnt. Wollen Sie aber ja nicht hier bleiben, so versprechen Sie mir nur, daß Sie mir Ihren Aufenthalt nie verbergen wollen. — Sie gab ihm bebend die Hand darauf, und er verließ sie nun in der peinlichsten Unruhe.

Von jetzt an beobachtete Fritz seinen Vater und den Faktor. Durch unablässige Aufmerksamkeit entdeckte er aus einzelnen Worten und Winken, daß wirklich Julie die Person war, welche sein Vater noch immer suchte. Und wie ließ sich auch dessen Haß gegen den edlen, wohlthätigen Sandberg erklären, wenn er nicht Julien haßte?

Fritz bemühete sich jetzt sehr eifrig, bei Julien den Haß seines Vaters durch die zarteste Freundschaft wieder gut zu machen. Er sorgte für ihre Bedürfnisse, für ihre Bequemlichkeit, für ihr Vergnügen, und immer mit solcher Schonung und Feinheit, daß sie sich der Hochachtung für einen so edlen jungen Mann unmöglich erwehren konnte. Nicht lange, so liebte er das reitzende Mädchen mit der ganzen Gewalt einer tiefen und stillen Leidenschaft; er hatte aber, so viel es ihm auch kostete, den festen Entschluß gefaßt, ihr seine Liebe gänzlich zu verbergen, und immer in dem ruhigen Tone einer zutraulichen Freundschaft zu bleiben. Die Pflicht, der Sohn sollte ihr geben, was freilich das Herz, der Liebende so gern gegeben hätte.

Ich bin Sohn! dachte er, so oft sein Auge bewundernd auf der edlen Gestalt des Mädchens ruhte; und will hier nichts Andres seyn. Meine Tugend, nicht meine Liebe, soll das Andenken an den Haß mei-

nes Vaters bei ihr vertilgen. — Dieser schweren Rolle blieb er ein volles Jahr getreu. Schon lange konnte er nicht mehr zweifeln, daß Juliens ganzes Herz ihm gehörte; er schwieg aber dennoch, und dachte: o, wenn ich sie nicht liebte! Durch das Opfer, das ich ihr dann brächte, würde ich sie mit meinem Vater versöhnen! — Beide liebten jetzt mit gleicher Leidenschaft, doch schweigend; und eben hierdurch erreichte ihre Liebe den höchsten Grad, und gab ihnen den feinsten Genuß. Doch endlich würden die Thränen der Zärtlichkeit in Juliens flammenden Augen das Herz des Liebenden eröffnet haben, wenn nicht eine neue Idee seinen Entschluß zu schweigen noch stärker befestigt hätte. Er wollte unabhängig seyn, ehe er Julien sein Herz entdeckte: sie sollte ihr Glück nicht dem Manne verdanken, der sie verfolgt hatte; er allein wollte sie glücklich machen. Und wenn sie sich dann als seine Gattin die Liebe seines Vaters erworben hätte, dann wollte er diesem, nicht trotzend,

nein mit schonender Liebe, sagen: das ist die Julie, die Sie einst, ohne sie zu kennen, verfolgten!

Juliens Vater war ein heuchlerischer Bösewicht, der nur den sinnlichen Genüssen lebte. Wille, der seit langer Zeit Bekanntschaft mit ihm hatte, hielt ihn für einen ehrlichen Mann, und trug kein Bedenken, ihm große Summen zu leihen, so, daß er beinahe nur mit Willens Gelde handelte. Von ungefähr entdeckte dieser endlich einige feine Betriegereien, die Schacht begangen hatte, und stellte ihn darüber zur Rede; Schacht spielte aber den Scheinheiligen so gut, daß er den redlichen Wille täuschte.

Doch es währte damit nicht lange. Schacht setzte sich, sobald er konnte, aus aller Verbindung mit Willen, den er bis dahin hatte fürchten müssen; und nun kam sein lange genährter Haß gegen den redlichen Mann zum offnen Ausbruch. Er arbeitete auf alle nur ersinnliche Weise gegen

Willen und dessen Unternehmungen; dieser aber setzte den heimlichen Ränken eine so feste Entschlossenheit, eine so kalte Ruhe entgegen, daß Schacht sich bald in seinen eigenen Netzen fing. Wille hatte es jetzt in seiner Gewalt, den Elenden zu stürzen, und legte ihm mit Kälte Papiere vor, die das ganz augenscheinlich bewiesen. Nun fing Schacht an zu bitten. Wille sagte kalt: ich verachte Sie, Herr. Aus diesen Papieren sollten Sie nur sehen, daß die besonnenste List eines Bösewichts gegen den festen Willen eines ehrlichen Mannes doch nicht ausreicht. Sie haben nichts von mir zu fürchten; ich warne Sie aber! Bei der ersten Betriegerei, die ich von Ihnen entdecke, sehen Sie mich wieder, und dann bin ich unerbittlich. Hüten Sie Sich, daß ich nicht über Sie klagen höre!

Schacht blieb ruhig; aber sein Haß gegen Wille war nun verdoppelt. Dieser hätte vielleicht nur einige tausend Thaler am rechten Orte zu wagen gebraucht, um

Schachts

Schachts sämmtliche Gläubiger rege zu machen und ihn zu stürzen; er war auch wirklich einmal schon halb und halb dazu entschlossen. „Ich verliere," sagte er zu seinem Freunde Sandberg, „vielleicht drei tausend Mark, und rette damit hundert armen Familien ihr kleines Vermögen, das Schacht und seine Frau verschwenden." — Doch der Anblick dieser Frau und ihrer Tochter Julie, die damals noch ein ganz junges Kind war, hatte seinen Entschluß wieder umgestoßen. „Ich mag den Menschen nicht stürzen," sagte er bald nachher zu seinem Freunde; „sein schönes, unschuldiges Kind würde ja mit unglücklich. Er ist doch Vater, dachte ich, als er die liebe Kleine mit einem schmerzlichen Blicke ansah. Mag er gehen! Das Kind hat mich gejammert; es streckte mir so rührend die Hände zu!"

Wille hatte damals die Aufsicht über einen jungen Menschen, den Sohn eines seiner vertrautesten Freunde, eines Schiffs-

kapitains. Auf ein Paar Reisen, die der Jüngling mit seinem Vater gemacht hatte, und noch mehr zu Hause, wo er in dessen Abwesenheit ganz sich selbst überlassen blieb, war er, bei aller Gutherzigkeit, doch ein wenig verwildert. Wille besserte ihn in kurzer Zeit so ziemlich, Theils durch richtige Anwendung einer ruhigen, festen Strenge, Theils durch Beweise der innigsten, zärtlichsten Liebe. Es war seine schönste und froheste Hoffnung, den jungen Menschen seinem Vater, wenn dieser von einer weiten Fahrt zurückkäme, gebessert wiedergeben zu können. Er mußte aber oft auf Reisen seyn, und bat daher einen Freund, den jungen Menschen in sein Haus zu nehmen. Nicht lange, so suchte Schacht mit diesem bekannt zu werden; denn er wußte, in welchem Verhältniß Wille mit ihm stand, und erfuhr auch, auf welchen Triumph er sich freuete. Der Bösewicht lockte den jungen Menschen zum Spiel, reitzte ihn zu Verschwendungen; und da er ihn so weit hatte,

belehrte er ihn, wie er Willen durch Heuchelei betriegen könnte. Das gelang nur allzu gut. Der junge Mensch lernte sich verbergen, verlor im Spiele große Summen (nicht an Schacht, doch an dessen Freunde), gerieth in Schulden, und zerstörte durch niedrige Ausschweifungen seine Gesundheit.

Wille merkt endlich etwas von diesen Unordnungen, und redet zu dem jungen Menschen mit der Innigkeit einer väterlichen Liebe. Er glaubt, dessen Herz gerührt zu haben, da er ihn weinen sieht; der Heuchler spottet aber des ehrlichen Mannes, und treibt es noch weit ärger, als vorher. Endlich bricht Alles aus; seine Gläubiger erwachen, und Wille muß nothwendig mehrere schlechte Streiche von ihm erfahren. Nun entläuft er, und kommt nach Holland, um von dort nach Ostindien zu gehen. Wille forscht den Weg aus, den er genommen hat, und eilt ihm nach. Er trifft ihn in Amsterdam; aber zu spät:

der junge Mensch ist schon ein Opfer seiner Ausschweifungen geworden, und liegt bei einem Zettelverkäufer krank. Wille sorgt für Aerzte; doch vergebens. Der Jüngling stirbt in den Armen seines väterlichen Freundes, und klagt noch in der Todesstunde den Bösewicht Schacht als seinen Verführer an.

Zum ersten Mal in seinem Leben steht Wille betäubt, fast ohne Bewußtseyn, an dem Sarge des Jünglings, den er dem Vater gebessert, tugendhaft, gesund und glücklich wiedergeben zu können gehofft hat! Nie hatte ihn etwas so zu einer schweren Rache gereizt, wie der Tod dieses verführten Jünglings. Er eilte mit fürchterlichen Entschließungen nach Hamburg, und — traf da seinen Freund, den Schiffskapitain, schon am Rande des Grabes. Dieser hatte die Nachricht von dem Tode seines Sohnes gleich bei seiner Ankunft erfahren. Er blickte Willen, der wehmüthig an sein Bett trat, nur halb an, schlug die Augen

nieder, und sagte endlich mit Tönen des tiefsten Schmerzes: Wille, ich ließ dir meinen einzigen Sohn; du versprachst mir, ein Vaterherz für ihn zu haben. Wo ist er, Wille? wo hast du ihn?

„Bei Gott!" erwiederte Wille: „ich hatte für deinen Karl ein Herz, wie ich es dir versprach, und mit dem letzten Hauche nannte er mich Vater."

Nun denn, sagte der Kranke: ein Vaterherz hattest du also; doch kein Vaterauge: darüber verliere ich meinen Sohn und das Leben. Du bist nicht Schuld; aber ich — ich hätte den ersten Schritt des Leichtsinns an ihm bemerkt, und ihn gerettet. — „Ich war nicht hier," sagte Wille sanft. — Ein Vater hätte den Sohn nicht verlassen!

Dieser ungerechte Vorwurf ging Willen durch die Seele; aber noch schmerzlicher wurde seine Empfindung, als der Kranke, je näher er dem Tode kam, seine Bitterkeit gegen ihn immer deutlicher

zeigte. Der Sterbende sprach in der letzten Stunde seines Lebens fast gar nicht mit ihm, sondern nur mit seinem Neffen. Traue, sagte er endlich zu diesem, auch deinem Busenfreunde nicht! Ich that es, und — muß nun trostlos sterben! — In Willens erloschnen Augen funkelten Thränen, als er diese Worte hörte.

Sobald sein Freund die Augen geschlossen hatte, ergriff er dessen kalte Hand, legte sie auf sein Herz, und sagte: „jetzt klage mich an; und der ewige Richter wird mich freisprechen!" Nie vergaß er seinen Schmerz über den Tod des Sohnes und des Vaters; und in der ersten Heftigkeit drohete er dem Urheber dieses Unglücks mit ausgezeichneter Rache.

Geschäfte riefen ihn nach Lübeck; er gab aber seinem Freunde Sandberg den Auftrag, den Bösewicht Schacht im Auge zu behalten. Sobald er zurückgekommen war, ging er zu Sandberg, und fragte mit funkelnden Augen: „nun? wie steht es

mit dem Bösewicht?" — Er ist dein, erwiederte Sandberg; du hast ihn im Netze. Mit einigen tausend Mark, die du anwendest, kannst du ihn auf immer stürzen; und der Mensch verdient es nicht besser.

Wille blickte starr auf die ihm vorgelegten Papiere, schob sie dann schweigend von sich, und sagte nie wieder ein Wort davon, daß er den Menschen, der seinem Herzen so wehe gethan hatte, stürzen wollte. Endlich aber kam ein Fremder zu ihm, und sagte: ich höre, daß Sie Schachts Umstände genau wissen. Kann man ihm wohl ohne Gefahr eine Summe anvertrauen? — „Nicht ein Mark!" antwortete Wille: „er ist bankerott, ehe man es sich versieht; ein Wechsel von zweihundert Mark kann ihn stürzen."

Der Bösewicht! sagte der Fremde; so macht er noch gute Leute unglücklich. Erst gestern hat er fünftausend Mark von einer Familie aufgenommen, die weiter gar nichts im Vermögen hat.

„Nicht möglich!" rief Wille; „der Mensch muß sich ja heute oder morgen insolvent erklären!" — Es verhielt sich wirklich so, wie der Fremde sagte. Schacht hatte Mittel gefunden, seinen Bankerott noch zu verzögern. Die Familie, die ihm fünftausend Mark geliehen, war wenige Stunden nachher gewarnt worden, und hatte ihr Geld zurückgefodert. Er war aber so dreist gewesen, ganz offenherzig zu sagen: wenn man Lärm mache, so gehe alles verloren; schweige man, so könne er die Summe nach einiger Zeit wohl wieder bezahlen. „Wie?" sagte Wille, als er diese Umstände erfuhr; „der Elende weiß, daß er nicht bezahlen kann, daß fünftausend Mark ihn nicht retten, ja nicht einmal seinen Fall verzögern können: und dennoch plündert er eine arme Familie, die von Wechselgeschäften nichts versteht?" — Er versprach der Familie, ihr wenigstens einen Theil des Geldes wieder zu schaffen, und kaufte sogleich ein Paar von Schacht

ausgestellte, und in einigen Tagen zahlbare Wechsel, deren Inhalt viertausend Mark betrug. Als er die Papiere präsentirte, wurden sie, zu seinem Erstaunen, bezahlt. Er ließ noch ein Paar andre präsentiren; und nun bat ihn Schacht in einem Billet um Schonung. Er habe, schrieb er, Mittel, sich zu retten. „Noch mehr arme Menschen unglücklich zu machen!" sagte Wille; „denn auf der Börse hat er schon seit Monaten keinen Kredit mehr." Er entdeckte jetzt, daß Schacht wirklich Anstalten zu einer neuen Betriegerei machte; und nun erfolgte die Scene, die Julie dem jungen Wille erzählte.

Bei dem Konkursprozesse fanden sich Dinge, durch welche Schacht der härtesten Ahndung ausgesetzt wurde. Wille verwendete sich aber heimlich für den Verbrecher. Dieser starb nicht lange nachher. Die ganze Stadt, die bis jetzt seinen Sturz als die gerechteste Strafe so vieler Betriegereien angesehen hatte, änderte bei seinem Tode

auf einmal die Sprache; man schrieb die Schuld von seinem Falle, und von dem Elende, worin seine Familie nun lebte, auf Willens Rechnung. Die Wittwe erhob die härtesten Klagen über Willens Grausamkeit, und fand damit überall Gehör, obgleich keine Hülfe. Wille selbst bereuete, was er gethan hatte. Ungeachtet er die genauesten Nachrichten von Schachts Umständen zu haben glaubte, fand sich in dessen Papieren dennoch, daß er wohl im Stande gewesen wäre, sich wenigstens noch ein Jahr zu halten, wenn man ihn nicht absichtlich gestürzt hätte. „Und wenn Ein Jahr," dachte Wille: „warum nicht noch eins? Darüber kam sein Bruder vielleicht in gute Umstände, und konnte ihm, trotz seinem Geitze, doch wohl helfen. Während dessen war die Tochter erzogen. Sie ist schön; vielleicht wurde sie glücklich verheirathet, und der Schwiegersohn unterstützte die Familie."

Diese Gedanken beunruhigten Herrn

Wille, und bewogen ihn, noch mehr für Mutter und Tochter zu thun, als er ohnedies schon gewollt hatte. Er ließ unter dem Nahmen Großmann durch ein Handlungshaus der Mutter eine Pension anbieten, die sie aber an einem kleinen Orte verzehren müßte. Ihre Tochter Julie, deren Thränen ihn gerührt hatten, sollte durch ihn auf ihr ganzes Leben glücklich werden. Er fand es daher nöthig, sie von der Mutter, die er als eine eitle verschwenderische Thörin kannte, zu trennen. Sandberg mußte sie zu sich nehmen, durfte aber Niemanden, und ihr am wenigsten, entdecken, was Wille für sie that. „Erfährt man," sagte dieser zu seinem Freunde, „daß ich für Mutter und Tochter sorge; so heißt es: nun ja, das ist seine Schuldigkeit; er hat ja den Vater gestürzt. Und außerdem, lieber Sandberg, — ich muß das kindliche Gefühl in der Brust der kleinen Julie schonen. Mit welchem Herzen soll die Tochter Wohlthaten von einem Manne annehmen, der an ihres

Vaters Unglück Schuld gewesen ist!" — Er stellte seinem Freunde Sandberg ein ansehnliches Kapital zu, von dessen Zinsen sie erzogen werden, und das sie, wenn sie erwachsen wäre, in die Hände bekommen sollte.

Bald nachher gab Wille den größten Theil seiner Geschäfte auf, und zog in eine Residenz, um da noch mehr für die Erziehung seiner Kinder zu leben, und noch besser für ihren Unterricht sorgen zu können. Sobald er Hamburg verlassen hatte, fing sein Freund, der jovialische, ein wenig leichtsinnige Sandberg, sein fröhliches, unbesorgtes Leben wieder an. Wille erfuhr etwas davon, und warnte ihn. Sandberg lächelte aber darüber, so lange alles gut ging, und hörte nicht auf, sich von Vergnügungen fortreißen zu lassen.

Beide Freunde sprachen einander zuweilen in der Nähe von Hamburg auf dem Landhause eines Dritten. Hier sah auch Julie nach fünf oder sechs Jahren Herrn

Wille unter dem Nahmen Großmann wieder. Sie erkannte ihn nicht; denn hier war er ja ein so heitrer, froher Mann, der immer mit der sanften Stimme der zärtlichsten Freundschaft sprach. Julie, damals ein aufblühendes Mädchen von der glücklichsten Bildung, liebte den Feind ihres Vaters; und Wille faßte nach einigen Unterredungen mit ihr, die ihm von ihrem Herzen und Geiste die vortheilhafteste Meinung beibrachten, zum ersten Male den Entschluß, sie einst mit seinem vier oder fünf Jahr älteren Sohne zu verheirathen. Er glaubte, ihr das schuldig zu seyn, und seinen Sohn nicht glücklicher machen zu können, als durch ein so liebliches, sanftes und verständiges Mädchen. Je öfter er sie, bisweilen in Meyers Gegenwart, sprach: desto lebhafter war sein Wunsch, diesen Plan einst auszuführen. Doch sagte er seinem Freunde Sandberg nichts davon, weil er, und nicht ohne Grund, jetzt einiges Mißtrauen gegen ihn hatte.

Sandberg war nach und nach wieder in Verlegenheiten gerathen, und fühlte, daß er nicht noch einmal Unterstützung von seinem Freunde Wille erwarten dürfte. Er schränkte nun seine Ausgaben ein, und sah weniger oft Gesellschaften bei sich. Doch er blieb seinen guten Vorsätzen nicht lange treu, und befand sich bald wieder in einem Strudel von theuren Vergnügungen. In manchen Stunden des Nachdenkens war er, was ein vernünftiger Hausvater seyn soll; doch diese wurden von den Stunden des Leichtsinns bei weitem überwogen. So gerieth er wieder in eine Menge Schulden, deren Betrag er nicht einmal wußte, da sie nicht in seinen Büchern aufgezeichnet wurden. In dieser Lage bekam er Gelegenheit, eine große Handels-Spekulation auszuführen. Er brauchte dazu eine beträchtliche Summe baares Geld; sein Kredit war aber schwankend geworden. Daher nahm er, nach einem ziemlich schweren Kampfe mit sich selbst, das Kapital auf, das Wille ihm

für Julien anvertrauet hatte. Die Spekulation gelang; und da er bald nachher noch ein Paar andre sehr glückliche machte, so war er ganz der sorglose Mann, wie ehemals. Juliens Kapital wurde nicht wieder ausgethan, und ihr auch nichts davon gesagt, obgleich Herr Wille ausdrücklich verlangt hatte, daß sie mit dem Antritte des funfzehnten Jahres Herr darüber werden, die Dokumente in Händen haben, die Zinsen selbst heben, und ihre Ausgaben selbst bestreiten sollte. „Das wird sie," sagte Wille, „vor der sinnlosen Verschwendung und der niedrigen Kargheit mancher Frauen behüten, die einzelne Thaler wegwerfen, und dann vor einer nöthigen Ausgabe von funfzig erschrecken." Jetzt, da Sandberg Juliens Kapital gebraucht hatte, konnte er ihr vollends nichts davon sagen; er mußte nothwendig eine günstigere Zeit erwarten. Zwar hatte er die Summe; allein er konnte sie jetzt sehr vortheilhaft anlegen, und so vergaß der sorglose Mann

in Kurzem, daß sie ihm nicht gehörte. Nach einigen Jahren war er völlig wieder herunter. Wille erbot sich, zu helfen; doch es war vorauszusehen, daß er das nur nach der genauesten Durchsicht der Bücher thun würde. Sandberg hatte wirklich mehr als Einen Unglücksfall gehabt, der ihn bei dem strengen Wille entschuldigen konnte; aber — Juliens Kapital war mit verloren gegangen: und wie sollte er das entschuldigen! — Er machte allerlei Plane, das seinem Freunde zu verbergen, und nahm sich vor, Julien ihr Kapital auszuzahlen, sobald er sich nur wieder erholt hätte. Jetzt schrieb aber Wille: er wolle selbst kommen, Sandbergs Geschäfte in Ordnung bringen, dann Julien seinen wahren Nahmen sagen, und sie in sein eignes Haus nehmen.

Sandberg hatte nun alle Auswege verloren. Einer blieb noch übrig: daß Julie sich entfernte, damit Wille sie gar nicht sprechen könnte. Zwar empfand er die glühendste Scham bei dem Gedanken, seinen

Freund

Freund und die ihm so liebe Julie betriegen zu müssen; aber — er that es ja nur auf einige Monate, und wollte sich helfen, ohne ihr zu schaden.

Wille war kaum angekommen, so fragte er schon nach Julien. Sandberg wurde verlegen; indeß erzählte er seine Fabel: Julie wäre über die Einschränkungen in seiner Haushaltung mißvergnügt geworden, und hätte ihn verlassen, um bei ihrer Mutter von den Zinsen des ihr ausgezahlten Kapitals zu leben. Wille glaubte das, und sagte finster: „hm! ich hätte sie für besser gehalten! Sie verläßt eine heruntergekommene Familie, mit der sie glückliche Tage getheilt hat?" — Sandberg, der im Grunde sehr gutmüthig war, suchte Julien zu entschuldigen. Das machte den feinen Menschenkenner Wille aufmerksam. Er forschte nach, und entdeckte in Kurzem so ziemlich die Wahrheit: daß Sandberg Julien nie etwas von ihrem Kapitale gesagt, und sie jetzt durch List aus dem Hause

geschafft hatte, damit er ihr nicht Rede und Antwort zu geben brauchte. Sandberg that, als Wille ihm Vorwürfe über dieses Benehmen machte, das Schlimmste, was er thun konnte: er leugnete, da doch Wille schon Alles wußte. Darüber kam dieser in Hitze, und nannte ihn einen Betrieger. Sandberg, der nur eine Unbesonnenheit begangen zu haben glaubte, und sie je eher je lieber wieder gut machen wollte, fühlte sich auf das härteste beleidigt. Wille verlangte, er sollte ihm Juliens Aufenthalt sagen, und hielt es für eine Unwahrheit, als Sandberg versicherte: er wisse selbst nicht, wo sie sey. Keiner von Beiden wußte einzulenken, und endlich gingen sie sehr erbittert aus einander.

Als Wille kälter geworden war, fand er viele Gründe, seinen Freund zu unterstützen, obgleich nicht Einen, ihn zu entschuldigen; Sandberg aber wollte nichts von einem Manne annehmen, der ihn einen Betrieger gescholten hatte. Jeder von

Beiden trauerte in Stunden des ruhigeren Nachdenkens über den Verlust seines Jugendfreundes, den er, alles Anscheins von Haß ungeachtet, noch immer liebte; aber Sandberg hatte die helfende Hand seines Freundes so verachtend ausgeschlagen, und dieser konnte sie ihm nicht zum zweiten Male bieten.

Nicht lange nachher mußte Sandberg, was weder er selbst, noch Wille geglaubt hatte, seine Zahlungen einstellen, und behielt nach der Befriedigung seiner Gläubiger nur eine geringe Summe übrig, die so eben hinreichte, seine Geschäfte, und zwar sehr klein, wieder anzufangen. Wille that ihm heimlich wohl, schickte ihm aus entlegnen fremden Städten ansehnliche Summen ohne Nahmen zu, brachte seinen Sohn, ohne dabei etwas von sich merken zu lassen, in einem sehr guten Handlungshause unter, und ließ ihm nach einigen Jahren durch seinen Principal eine Summe auszahlen, daß er für seine eigne Rechnung

handeln konnte. Da er nur Gutes von dem jungen Manne hörte, und da der Faktor Meyer, welcher dessen persönliche Bekanntschaft gemacht hatte, ihn mit einer Art von Begeisterung lobte: so dachte er mit Vergnügen wieder an einen alten Plan, ihm seine Tochter zu geben. Daß beide junge Leute auf dem Landhause bei Bremen zusammentrafen, war veranstaltet. Natürlicher Weise durfte Sandberg Marien nicht unter ihrem wahren Nahmen kennen lernen, wenn er sie lieb gewinnen sollte; daher wurde sie ihm als Mademoiselle Großmann vorgestellt. Es ging Willen nahe, daß sie seinen schönen Plan so vereitelte; denn — Sandberg konnte ja nicht den mindesten Eindruck auf sie gemacht haben, da sie nicht ein einziges Mal seinen Nahmen nannte.

Marie ging von dem Bruder sogleich zu ihrem Vater, mit dem festen Entschlusse, ihm ihr ganzes Herz zu entdecken. Der

Vater war gerade in einem sehr lebhaften Gespräche mit dem Faktor, und Beide hörten sie nicht kommen. Er ist heimlich, sagte Herr Meyer, weil Sie es sind; er verbirgt sich Ihnen, weil Sie Sich ihm verbergen. Man soll mit seinen guten Thaten nicht prahlen, aber doch auch nicht den Schein des Gegentheils auf sich ziehen. Und, verzeihen Sie mir, lieber Herr Wille, das thun Sie, weil Sie die Menschen nicht achten, und sich nicht darum kümmern, ob sie Gutes oder Böses von Ihnen denken. Allerdings handeln Sie recht, davon bin ich überzeugt; aber Sie sollen den Leuten auch sagen, daß sie so handeln. Sie haben schon Freunde verloren, lieber Herr Wille, weil sie von der Freundschaft Dinge verlangten, die nicht möglich sind: ein blindes Vertrauen zum Beispiel, das Sie selbst nicht hatten, und auch nicht haben konnten. Am Ende werden Sie auch Ihre Kinder . . .

„Sehen Sie doch!" unterbrach Herr

Wille den Alten; „wie es scheint, hat Marie mir etwas zu sagen."

Ei was! Sie haben von Ihrem Sohne eine schlechtere Meinung, als er verdient; und er von Ihnen eben so. Das ist Ihre Schuld; denn Sie . . .

„Lieber Alter, was wird Marie von Ihnen denken, wenn sie vor Ihnen gar nicht zu Worte kommt!"

Ja, sie selbst kann mir bezeugen, daß Fritz ein edler Mensch ist, dem weiter nichts fehlt, als Vertrauen zu seinem Vater. Ich habe seinen Handschlag, daß er Ihren Wunsch erfüllen will, sobald er nur weiß, wie das mit Schacht zusammen hängt. Und auch Marie hat mir die Hand darauf gegeben, daß . . ."

Lieber Vater, unterbrach Marie den alten Meyer mit Thränen; Sie wollen gewiß Ihre Kinder nicht unglücklich machen! . . . Ach, schon lange hätte ich Ihnen mein Herz entdeckt, wenn nicht ein unglückliches Mißtrauen, woran . . .

Da sehen Sie! Mißtrauen, und wieder Mißtrauen! Was soll nicht der Sohn, wenn sogar die Tochter nicht frei davon ist!

„Mißtrauen, Marie? und wäre ich denn wirklich Schuld daran, mein Kind?"

Ja, lieber Vater, auf gewisse Weise. Ich habe seit einiger Zeit bemerkt, daß Sie mich, ich weiß nicht welchem Manne, bestimmen. Mit Freuden wollte ich Ihnen das Opfer bringen, das Sie wünschen, wenn nur nicht schon eine gewiß unschuldige, aber unvergängliche Leidenschaft in meinem Herzen wäre. Ich ... ich liebe, mein Varer! Ach, ich habe Ihnen mein Herz verbergen müssen, weil ... weil...

„Hm! hm!" sagte der Vater unmuthig. „Du liebst also ohne meinen Willen?"

Wider meinen eigenen Willen sogar, lieber Vater. (Herr Meyer nickte ihr mit dem Kopfe zu, und machte ihr dadurch Muth.)

„Und wenn du wußtest, Marie, daß ich deine Hand schon bestimmt hatte: war es da recht, daß du dein Herz so wenig bewachtest?"

(Der Faktor nickte Einmal über das andre mit dem Kopfe.)

Bewachen konnte ich mein Herz nicht mehr, lieber Vater; doch aufopfern kann ich es Ihnen, und unglücklich seyn, wenn Sie das von mir fodern.

„Hm! hm!" sagte der Vater.

Der Faktor hob wieder an: sehen Sie wohl? Hätten Sie gesagt: Mariechen, so und so; es ist ein hübscher, netter Mann, und dabei auch klug und brav: dann hätte Mariechen ihn zum Wächter über ihr Herz gemacht, und so wäre alles richtig. Jetzt aber? Da geht Ihnen nun ein Wunsch verloren, auf dessen Erfüllung Sie Sich beinahe zwanzig Jahre gefreuet haben; und Ihre Tochter steht da, wie eine arme Sünderin, die nicht weiß, ob man Pardon rufen wird, oder nicht. Ich sage: Pardon;

obgleich die Liebe eben kein sonderlicher Artikel für mich ist. Etwas muß freilich wohl daran seyn, weil sie auch in die hellen, frohen Augen hier, so heiße Thränen bringen kann.

„Seit zwanzig Jahren, Marie! Hörst du, was Herr Meyer sagt? So lange habe ich mich auf die Erfüllung eines Wunsches gefreuet, den diese Minute zerstört. . . . Mein Kind, es ist wohl eben so süß, den größten Wunsch seines Vaters zu erfüllen, als den Geliebten zu umarmen! . . . Zwanzig Jahre, wenn ich noch so lange lebe, werde ich nun trauern, daß diese Minute meine schönste Hoffnung vereitelte."

Also doch keinen Pardon! sagte der Faktor vor sich, aber so, daß die beiden Andern es hörten.

Marie schwieg einige Sekunden. Dann fiel sie ihrem Vater um den Hals, und rief: ich will, mein Vater! Sie sollen nicht trauern!

Wille legte seine Hand auf ihre Stirn, blickte sie freundlich an, und sagte leise: „du sollst glücklich werden, wenn du verständig gewählt hast. Wer ist der Mann, den du liebst?"

Marie zitterte. — Ach, lieber Vater, ich fürchte, Sie werden böse über mich seyn.

Herr Wille erblaßte. Der Faktor trat ein Paar Schritte zurück, und dann rief er mit weit ausgestrecktem Arm: das ist nichts, Marie! ich nehme den Pardon zurück! Zittre ich doch am ganzen Leibe!

„Marie!" fragte der Vater ernst: „wer ist es?"

O Gott! der junge Kaufmann aus . . . Der Sohn Ihres ehemaligen Busenfreundes Sandberg.

„Wie!" sagte der Vater, heftig erschüttert; und Marie sank in diesem Augenblick vor ihm auf die Kniee.

Der alte Meyer lief, wie wahnsinnig, mit weiten Schritten durch das Zimmer,

und sagte: ist Fritz da, so bringe ich ihn; denn nun wird es an's Erklären gehen! — Vor der Thüre traf er den jungen Wille, der eben ausgehen wollte, und zog ihn an der Weste in das Zimmer. Sehr verwundert sah Fritz seine Schwester knieend schluchzen, und den Vater gerührt sich über sie hinbeugen. Der Faktor hielt ihn noch immer an der Weste, und rief: gieb Acht! und dann sey ein ehrlicher Kerl!

Ja, ich liebe den jungen Sandberg, schluchzte Marie. Wenn auch der Vater Sie beleidigte, was verbrach der Sohn? Warum hassen Sie auch den?

Ich sage, gieb Acht, Fritz! gieb ja wohl Acht! rief der Faktor wieder, ohne ihn loszulassen. Laß kein Wort verloren gehen, das dein Vater sagt! Ich wollte, er finge endlich einmal an! Aber nachher ...! Du hast mir die Hand darauf gegeben.

Der Vater hob Marien auf, legte wieder die Hand auf ihre Stirn, und blickte dann mit Thränen in den Augen gen

Himmel. „Marie!“ sagte er endlich; „o Gott! o Gott!“

Horch, Fritz! nun bricht es los! rief Herr Meyer, und heftete die Augen starr auf seinen Freund. Doch Wille blieb, wie träumend, mit geöffneten Armen stehen, als ob er seinen geliebten Sandberg erwartete. Als Meyer das bemerkte, ließ er Fritzens Weste los, und stürzte sich in Willens offne Arme. Das geht gut, rief er diesem zu; aber nur Geduld! es kommt noch besser! Bei Marien hat der Himmel gesorgt; bei Fritzen ich.

„O, ich muß mich erholen!“ sagte Wille jetzt, und ging in das Kabinet.

Meyers lautes Reden rief die Mutter und die Base Hanna aus dem Nebenzimmer herbei. Marie war wieder auf die Kniee gesunken, und hatte nicht gehört, was der Faktor sagte. Dieser trat jetzt vor sie hin, hob in großem Eifer beide Hände, die aus sehr langen Manschetten hervorsahen, in die Höhe, und stand im Begriff,

ihr Muth zuzusprechen. Die Base und die Mutter wollten sich aber Gehör von ihm verschaffen, und jede von Beiden hängte sich an eine von seinen Händen, um seine Aufmerksamkeit zu erregen. Doch, ohne auf sie zu achten, rief er: da geht Herr Wille nun hin, und läßt mich hier stehen, ohne daß ich weiß, ob ich reden darf oder nicht. Doch so viel kann ich dir sagen, Marie ... Fritz, gieb Acht! ... Der junge Sandberg da in Bremen, und du ... O Muhme Hanna, rufen Sie doch den Herrn, daß er redet!

Wille trat lächelnd schon wieder in das Zimmer, und faßte Marien in seine Arme. „Mein glückliches Kind, meine edle Tochter! deine Liebe war mein Wunsch. Sandberg, der Sohn meines verlornen Freundes — eben der ist es, dem ich deine Hand bestimmte, wenn du ihn lieben könntest. Wie ist es denn zugegangen, liebe Tochter, daß du meinen Wunsch erfüllt hast, ohne ihn zu wissen?"

Marie erzählte. Als sie fertig war, drückte der Vater sie aufs neue an sein Herz, und sagte dann: „Base Hanna, es soll angespannt werden; wir wollen nach Hamburg. Nicht wahr, Marie? du sehnst dich nach deinem Geliebten, wie ich mich nach der Versöhnung mit meinem alten Freunde. Und daß er dich gern wiedersehen wird, daß er dich von ganzem Herzen liebt, — nicht wahr, lieber Meyer? — das haben wir schon ausgekundschaftet." — Fritz, der noch immer mit der gespanntesten Neugierde dagestanden hatte, trat jetzt näher herbei. Mein Vater, sagte er sanft, Mariens Liebe versöhnt Sie mit Ihrem alten Freunde?

„Versöhnt mich, mein Sohn? Nein, sie giebt mir ihn wieder. Ich war versöhnt, als ich mich von ihm trennte. Marie, für dich ließ ich den jungen Sandberg unter den vortrefflichsten Menschen, in der Familie eines edlen Freundes, vollends erziehen."

Dein Vater, Marie, fiel der Faktor eifrig ein, gab alles her, was dein Bräutigam sich nur wünschen konnte, und etablirte ihn auch, ohne daß er ein Wort davon wußte. Daß er nach Bremen kam, war kein Ungefähr. Er sollte dich lieben; darum mußte er dich unter einem andern Nahmen kennen lernen: denn er glaubte ja, der Mann, der ihn heimlich mit Wohlthaten überhäufte, wäre ein Feind seines Vaters. . . . Nun aber — der Faktor trat mitten in das Zimmer — nun sey jeder stockstill! Das Beste kommt noch. Sieh, Fritz! so handelt dein Vater. Hast du dich nun geirrt, oder nicht?

Fritz trat demüthig zu seinem Vater, drückte ihm die Hand, und sagte: werden Sie es mir verzeihen, daß ich Sie für hart, für unerbittlich hielt? Der Anschein war gegen Sie, mein Vater; doch ich hätte Sie besser kennen sollen.

„Du wußtest, wie mir unser guter Meyer gesagt hat, meine Geschichte mit

Sandberg. Zwar begreife ich noch nicht, wie du dadurch so mißtrauisch werden konntest; doch ... Ich selbst mag wohl zu heimlich gewesen seyn. Laß uns das alles vergessen!"

Nicht vergessen! rief der Faktor. Marie, du bist Zeuge, daß dein Bruder mir die Hand darauf gab, sobald er sich in seinem Vater geirrt hätte, ihm jedes Opfer zu bringen, das er verlangen würde. Du hast dich geirrt, junger Herr: und was nun?

O! sagte Fritz, auf einmal wie begeistert: wenn ich mich geirrt, ganz geirrt hätte, mein Vater, — dann wäre ja das Opfer nicht nöthig; dann wäre ich ja Ihrer Liebe, Ihres Beifalls gewiß. Dann, dann ... — Er brach wieder ab, und legte die Hand an die Stirn.

Hm! sagte Meyer: seiner Liebe wohl, aber nicht seines Beifalls! Doch ja! auch wohl seines Beifalls; denn du wirst dir nichts Schlechtes gewählt haben. Aber — fuhr

fuhr der Alte immer eifriger fort — auch wir haben gewählt, dein Vater und ich! Und sieh sie nur erst! Ein Mädchen wie ein Engel Gottes; so schön als gut, so gut als klug! Fritz, ich bin ein alter Mann; aber so eine, wie die, könnte mich zu einem Narren machen, oder zu einem Könige, je nachdem sie es meinte. Ich sage: sieh sie nur erst! du wirst dich schämen, daß du hast von einem Opfer sprechen können. Da steht Marie. Sie ist ein gutes Kind, und Sandberg hält sie für einen Engel; doch ist sie erst seine Frau — nun, bereuen wird er den Kauf nicht, das weiß ich: der Engel wird indeß wohl verschwinden, wie das fast immer so geht. Hier aber, Fritz? Je näher ich und dein Vater sie kennen lernten, je öfter wir sie sahen, je mehr wir sie beobachteten, (und dein Vater, mußt du wissen, sah der künftigen Frau seines Sohnes scharf in die Augen und in's Herz); nun also, je länger wir sie sahen, desto mehr wuchsen ihr die En-

gelflügel, desto heller wurde der Heiligenschein um ihr frommes Gesicht.

„Fritz," sagte der Vater, „unser Meyer übertreibt nicht im mindesten. Sieh, wie dem alten Manne die Augen glühen!"

Ja, das thun sie; und das Herz glühet mir noch stärker. Ich will dir den Engel ein wenig beschreiben; denn Ihr jungen Leute, das weiß ich wohl, seht doch mit auf die Person. — Fritz erstaunte, denn er hörte seine Julie beschreiben; selbst die kleine Narbe über dem einen Auge wurde von Herrn Meyer nicht vergessen. – Sieh, Fritz, so ist sie! fuhr der Alte dann fort. Und sie liebt uns, deinen Vater und mich. Wir haben sie vor Zeiten oft gesprochen. Seit ein Paar Jahren war sie verschwunden, und dem Vater wurde schon bange, sie wäre dir weggekapert; doch jetzt sind wir ihr auf der Spur, und heute oder morgen muß ein Brief kommen, durch den wir erfahren werden, wo wir sie finden können. Fritz, wenn du uns Alle liebst, so sage ja

nicht Nein; denn ein solches Mädchen findest du in ganz Europa nicht wieder!

Fritz gerieth endlich auf den Gedanken, ob man nicht gar Julien selbst meinte, und ob der Faktor nicht scherzte; doch dessen und seines Vaters Ernst, auch die Aeußerung, daß Beide das Mädchen oft gesehen hätten, und daß es sie Beide liebte, machte ihn wieder irre.

Entschließ dich, Fritz, hob Herr Meyer noch einmal an; denn ich möchte gern, daß du freiwillig thätest, was du am Ende doch thun mußt, da du dein Wort gegeben hast. Dein Vater würde nicht mehr glücklich seyn, und ich eben so wenig, wenn du das Mädchen nicht zur Frau nähmest.

Ist das wahr, mein Vater? fragte Fritz.

„Ja, mein Sohn. Das vortreffliche Mädchen hat von Jugend auf viel Unglück erfahren; und nun würde es mich freuen. .. Ich liebe es, und es liebt auch mich. Ist dir die Zufriedenheit deines Vaters etwas

werth — sie hängt von dir ab. — Bist du frei, mein Sohn?"

Ich liebe, sagte er ruhig, und werde geliebt. Aber ich weiß, mein edler Vater, daß man seine Leidenschaften besiegen kann. Ich bin bereit, Ihnen ein Opfer zu bringen, wenn Sie es fodern — fodern müssen.

Wir müssen, Fritz! rief der Faktor. — Aber komm mir nur nicht wieder mit deinem Opfer! Ich sage dir: schämen wirst du dich.

Der Vater reichte Fritzen die Hand. „Mein Sohn, du hörst an dem Eifer, womit unser Meyer dir das Opfer abdringen will, wie sehnlich mein Wunsch ist, dies Mädchen meine Tochter nennen zu können. Ja, lieber Fritz, der Sohn sollte mit seiner Hand eine Schuld bezahlen, die der Vater gemacht hat; aber ..."

Ich bezahle sie, Vater! unterbrach ihn Fritz. Er nahm seines Vaters Hand, und sagte mit edlem Stolze: Ihr Sohn hat

schon eine Schuld für Sie bezahlt. Eben diese Liebe, mein Vater, die mich so glücklich gemacht hätte, und die mich jetzt . . . Nein, unglücklich wird der Sohn nicht seyn, der eine Schuld seines Vaters abtrug! — Er warf sich heftig an seines Vaters Brust, und konnte seine Thränen nicht länger unterdrücken.

„Welche Schuld, mein Sohn?" sagte der Vater betroffen. „Ich bitte dich, rede!"

Jetzt nicht, mein Vater; aber wenn das Mädchen, dessen Hand Sie mir bestimmen, meine Gattin ist, dann, hoffe ich, werden Sie mir eine tugendhafte Bitte gewähren. —

Was, um des Himmels willen, wird das! rief Herr Meyer sehr ängstlich. Ich sage Pardon, lieber Herr Wille! Fritz sieht ja aus, wie eine Leiche!

„Mein Sohn," sagte der Vater zärtlich: „du hast mich für streng gehalten; ich bin es aber gewiß nicht. Was ich von mir

selbst zu fodern Muth genug hätte, das will ich nicht von dir fodern. Sey glücklich! . . . Wer ist deine Geliebte?"

Es thut mir weh, daß ich sie noch nicht nennen darf. Doch es hängt nur von Ihnen ab, sie zu sehen.

Herr Wille schüttelte zwar, fast unmerklich, den Kopf; doch sagte er: „so eben habe ich von dir gelernt, daß man nicht zu schnell im Urtheilen seyn muß. Ich will warten, bis du das Räthsel lösest. . . . Ist das Mädchen tugendhaft?"

So gut als klug, so klug als schön, und so schön als liebenswürdig.

Hören Sie doch, Herr Meyer! sagte Marie lächelnd; Fritz ist Ihr Echo.

„Gut, mein Sohn; das ist genug. Den Nahmen werde ich ja erfahren. Wann soll ich sie kennen lernen?"

Morgen, mein Vater.

„Bestellen Sie den Wagen ab, Base Hanna. Morgen also. Marie, sag unten, sie sollen nach einer Staffette schicken." —

Er ging in sein Cabinet, und schrieb: „Lieber Sandberg, komm mit deinem Sohne so schnell als möglich zu mir, um eine unsrer Jugendhoffnungen erfüllt zu sehen. Dich erwartet eine große Freude. Nichts von Versöhnung! Wir liebten ja einander immer.“ Er gab seinem Sohne das Blatt zum Siegeln und Bestellen. Der Faktor murrte ein wenig, und eben so die Base, weil sie eigentlich noch gar nichts wußte.

Marie folgte ihrem Bruder, und hielt ihm eine Rede über die Vortrefflichkeit ihres Vaters. Fritz schwieg eine lange Weile; dann sagte er mit gefaltenen Händen: wenn ich mich auch in dem zweiten Falle geirrt hätte, Marie! Und doch . . .! Morgen erschüttere ich unsers Vaters Herz, oder — ich vergehe vor Scham. — Marie wollte gern mehr wissen; ihr Bruder war aber nicht weniger verschwiegen, als ihr Vater.

Ganz früh am folgenden Tage fuhr

Fritz nach Sorgen. Liebe Julie, sagte er etwas ängstlich; wollen Sie mir wohl einen Gefallen thun? — Sie sagte freundlich: recht gern. — Ich bitte Sie, meinen Vater zu besuchen, ohne zu verrathen, wer Sie sind. — Sie erblaßte, und zögerte lange mit der Antwort. Doch — Herr Wille konnte sie ja unmöglich kennen, da er sie seit ihrer Kindheit nicht gesehen hatte; und so versprach sie denn endlich, den Wunsch ihres Geliebten zu erfüllen.

Sie bleiben einen Monat bei uns, sagte Fritz, und haben einen andern Nahmen. Ich gehe unterdessen nach Hamburg, meinem künftigen Schwager, dem jungen Sandberg, entgegen. (Julie erstaunte.) Mein Vater ist mit seinem alten Freunde versöhnt, und dieser wird spätstens in vierzehn Tagen bei uns seyn.

„Sandberg wird mich erkennen!" sagte Julie.

Eben darauf rechne ich. Der Sohn, der Freund, und Ihr edles Herz, meine

Geliebte, sollen meinen Vater mit Ihrem Nahmen versöhnen.

„O, wenn das möglich wäre!" seufzte Julie.

Mein Vater ist ein sehr edler Mann, und ich fürchte, wir thaten ihm Beide Unrecht.

Julie setzte sich endlich mit ihrem Geliebten in den Wagen. Marie empfing sie schon an der Hausthür, und umarmte das schöne Mädchen mit herzlicher Liebe. Julie zitterte und wurde bleich. Marie sprach ihr aber liebkosend Muth zu, und führte sie erst auf ihr Zimmer, daß sie sich erholen könnte.

Nach einer halben Stunde brachte die Base die Nachricht, daß der Vater und Herr Meyer im Cabinet, wo sie jeden Morgen einige Zeit allein waren, die Stühle rückten. Nun führte Marie Julien in das Besuchzimmer, wo Madame Wille sie schon erwartete, und ihr die zärtlichste Liebe zeigte. Es währte lange, ehe der Vater

kam. Endlich trat er mit dem Faktor herein; und so wie er nur einen Blick auf Julien geworfen hatte, rief er fröhlich: „Gott sey gelobt! so hab' ich dich wieder!"

O, mein theurer Wohlthäter! sagte Julie, und hing an seinem Halse. Bald aber nahm er ihre Hand, und sagte zu seinem Sohne, der wie eine Bildsäule dastand, in einem Ton, den die große Ueberraschung zu einem Mitteldinge zwischen Frage und Ausrufung machte: „Fritz, das ist sie!"

Ja, das ist sie, Vater! — Julie sah Herrn Wille mit einer sehr verlegnen Miene an, und sagte: Sie sind der Vater . . .? O Gott! wo bin ich denn?

Lieber Vater, kennen Sie denn . . .? fragte Fritz.

„Mein Sohn, dies ist das Mädchen, dessen Hand ich dir wünschte. — Wie seltsam siehst du aus?"

Vater, es ist die Geliebte meines Herzens, Julie Schacht.

Dies ist mein und meiner Mutter Wohlthäter, sagte Julie: Herr Großmann!

Ihr Wohlthäter? rief Fritz. Mein Vater, ihr Wohlthäter?

Ihr Wohlthäter! sagte der alte Meyer ihm leise ins Ohr; ihr väterlicher Freund!

Fritz beugte das von Schamröthe glühende Gesicht auf seines Vaters Hand, und sagte: Verzeihung!

„Wofür denn?" fragte Wille. „Ich begreife das alles noch nicht. Doch genug, daß ich ein sehr glücklicher Vater bin." Steh auf, mein Sohn. Du liebst Julien, und sie liebt dich. Nun, so segne euch Gott!"

Julie mußte sich von ihrer heftigen Rührung erholen und wurde von Marien und der Mutter in ein Nebenzimmer geführt. „Aber, Fritz," hob nun Herr Wille wieder an; „deine Liebe, sagtest du, wäre eine Schuld, die du für mich abtrügst? Was meintest du denn damit? Denn jetzt . . . Ich weiß überhaupt nicht, warum du

mit deiner Liebe so geheim thatest. Welche Schuld also?"

O mein Vater! soll ich vor Scham vergehen? Ich hielt sie für Juliens Verfolger. — Er fing an zu erzählen, was er aus dem Munde seiner Geliebten wußte.

„Fritz!" sagte Herr Wille; „das konntest du von deinem Vater glauben!" Doch die ganze Geschichte blieb unaufgeklärt; Wille sowohl als Meyer sagten von Zeit zu Zeit nur: hm! hm! als ob sie erst jetzt erriethen, wie alles zusammen hinge. Aber, hob der alte Faktor zuletzt an: sagen sollte man doch wenigstens, daß an der ganzen Sache kein wahres Wort ist!

Fritz ehrte das zarte Gefühl seines Vaters, der einen ihn treffenden Verdacht unerörtert ließ, um nicht seinen Freund in einem üblen Lichte zeigen zu müssen. Er forschte nicht weiter, und der Tag verging nun wie ein heiliges Fest der Liebe.

Nach acht Tagen kam Sandberg. Beide Freunde hielten einander lange um-

LB Coburg

armt, als wollten sie nachholen, was sie versäumt hatten. Dann sprach Sandberg leise mit Willen, und nur einige Worte. „Wußte ich denn nicht," sagte Herr Wille etwas lauter, „noch aus unserer Jugend her, daß du ein Wildfang warst, der immer mit der Reue zu schaffen hatte? Nichts weiter davon! Julie ist hier, und die Braut meines Sohnes." Sie wurde gerufen. Sandberg gab ihr, als sie sich in seine Arme warf, ein Papier, und sagte: das ist dein Eigenthum, Julie! — Er flisterte seinem Freunde wieder etwas zu. „Guter Mensch!" sagte Wille mit zärtlicher Wehmuth. „Aber nun weißt du doch, daß Erfüllung der Pflicht das Entbehren sogar angenehm macht." — (Sandberg hatte ihm gesagt, er habe gedarbt, um Julien ihr Kapital bezahlen zu können.)

Nach einem Monate war die Hochzeit der jungen Paare. Als der Faktor die Seligkeit der Liebenden in ihren Augen las, sagte er: ich glaube doch, Herr Wille, es

wäre gut gewesen, wenn ich geheirathet hätte. Jetzt komme ich mir nur so halb vor; und ganz, Herr Wille, (das ist Ihr Sprichwort) muß der Mensch alles seyn, was er ist.

„Recht, lieber Alter! Aber Sie sind auch ganz ein Junggeselle, an dem Gott und Menschen ihre Freude haben."

II.

Die Treue.

I.

Holmheim.

Ich muß den Schutz meines Oheims theuer bezahlen, lieber Franz. Stände nicht meine gute Mutter mit dem bleichen Gesichte vor mir; schiene sie nicht mit ihrem segnenden, freundlichen Blicke zu sagen: lege nicht noch mehr Gram auf dies zerdrückte Herz, mein Sohn! und hörte ich nicht so oft von meiner guten Schwester: du bist meine Hoffnung, lieber Bruder! — mein Herz würde es nicht aushalten. Glaubst du, der Gedanke an die Güter meines Oheims könnte mich bewegen, auch nur eine Stunde lang den kalten, schneidenden Blick des Hasses zu ertragen, mit dem er mich ansieht,

und mit dem er mir vorzuwerfen scheint, daß ich, und nicht sein Sohn, der Erbe seiner Güter und seiner Größe werden muß? Es ist, als sagte er mir: lägest du doch im Grabe, und Er lebte noch! — O, ich habe es fürchterlich empfunden, daß er seinen Sohn verloren hat. Er riß mich aus den Armen meiner geliebten Mutter, schleppte mich aus einem schmutzigen Kloster in das andere, zwang mich alles zu treiben, was mir verhaßt war, und nahm mir alles, was ich liebte, selbst meine Flöte, die ich zuletzt so oft mit Thränen eines stillen wilden Grimms benetzte. Als der Prior sie mir auf Befehl meines Oheims abfoderte, und bei meinen Thränen so hämisch lächelte; da überwältigte mich der Zorn. Ich riß sie aus seiner Hand, zerbrach sie, und schleuderte die Stücke in den Rhein. Nie, sagte ich, soll dies Instrument an eine hohnlachende Lippe kommen; denn meines Vaters heiliger Athem hat es belebt.

Nicht

Nicht so hitzig, junger Herr! sagte der grinsende Prior. Ich trat an das Fenster, sah meiner Flöte nach, und hätte mit ihr im Strome liegen mögen. Nun kam ein Brief von meiner Mutter, die mich so rührend bat, doch meine Hitze zu mäßigen und mich des Abschiedes von ihr zu erinnern. Ich hatte damals, vor ihr knieend, und ihre zitternden Hände krampfhaft in den meinigen haltend, feierlich versprochen, keine Beleidigung, keinen Spott, keinen Hohn zu achten, sondern alles zu thun, was mein Oheim von mir wollte; und ich habe mein Versprechen gehalten.

Als sein Sohn starb — bei Gott! meine Mutter weinte über den Verlust des unglücklichen Vaters. Sie mußte zu ihm kommen; mich aber (ich war damals neun Jahr, fast in dem Alter seines Sohnes) ließ sie zu Hause, um seinen Schmerz nicht durch meinen Anblick zu erneuern. Ich wurde zu ihm geholt. So wie ich in den Saal trat, sagte meine Mutter mit ihrer

sanften Stimme, die auch den wüthendsten Haß besänftigen müßte: „da ist mein Sohn, der Sohn Ihres Bruders, eine arme Waise, und bittet Sie um Ihren Schutz.“ Er warf einen fürchterlichen Blick auf mich, legte dann beide Hände auf das Gesicht, und sagte: verhaßter Anblick! In diesem Augenblick zog sich mein junges Herz auf ewig für ihn zusammen. Ich sah ängstlich in dem Saale umher nach einem andren Gesichte, als dem seinigen, und dem bleichen meiner Mutter. Jetzt rief er: betrachtest du dein Eigenthum? O, du würdest dich wohl sehr freuen, wenn noch eine andre Leiche von hier weggetragen würde! — Mit diesen Worten ging er aus dem Saale, und kam nicht wieder. Ich hätte dem Schmerze des Vaters verziehen; aber mußte er mich hassen? Glaube mir, Franz, er würde meinen Tod gewünscht und sich darüber gefreuet haben, wenn ich nicht der letzte Holm gewesen wäre. Dieser Nahme schützte mich, nicht das Blut

seines Vaters und seines Bruders, das in meinen Adern fließt.

Ich reis'te mit meiner Mutter wieder ab, ohne daß er mich sehen wollte. Als ich dreizehn Jahr alt war, nahm er mich ihr weg; und nun gingen meine Leiden an. Seine Empfindung gegen mich ist immer dieselbe geblieben: ein dumpfer Haß.

Die Zeit, die ich in dem engen Kloster zubrachte, war mir dennoch lieber, als wenn ich sie bei ihm hätte zubringen sollen. Glück genoß ich nur in den letzten Jahren, und nur durch deine Freundschaft. Bei dem allen bin ich aber dem harten Manne viel schuldig: mein glühendes Herz. Gewiß, ich würde dich nicht so geliebt haben, wenn er mich nicht so gehaßt hätte; auch hinge ich wohl nicht so innig an meiner Mutter, an meiner Schwester, an der Natur, wenn nicht die Folgen seines Hasses für mich Hohn, Härte, Verfolgung gewesen wären. Er hat mich früh Geduld, festen Muth und Treue gelehrt. Und was

war meinem heißen Herzen wohl nöthiger, als die?

Vorgestern kam ich hier an, und eine ganze Schaar von Bedienten empfing mich in ehrerbietiger Stille an den Stufen der großen Treppe. Das hatte er befohlen, und zwar dem Nahmen Holm zu Ehren. Ich ging demüthig durch die Reihen von Bedienten hin. Als mir dann meine Schwester auf dem Vorsaal entgegen flog, mir nur im Vorüberlaufen die Hand drückte und einen Kuß zuwarf: da fiel die kalte Pracht meines Empfanges schwer auf mein Herz, und ich ging in den Saal, als wäre ich von einem Fieber befallen.

Er saß mit meiner Mutter am Schachbret, und sagte, ohne mich anzusehen: nun, Madame! Acht gegeben! — Meine Mutter durfte nicht nach mir hinblicken; sie ließ aber einen Stein vom Tische fallen, und warf mir, indem sie sich bückte, einen lächelnden Blick zu. Meine Schwester kam aus einem Hinterzimmer, in das

sie heimlich gegangen war, um dem Oheim zu verbergen, daß sie mich schon gesehen hatte.

Bon jour, mon neveu! rief er endlich. Deine Mutter — das sagte er zweideutig lächelnd; und, in der That, es ist seine Stärke, Doppelsinn in seine Worte zu legen — deine Mutter stirbt noch vor Ungeduld, wenn mein Spiel nicht bald zu Ende geht. Er warf den König um, und sagte: so Madame! Schachmatt! . . . Wie ist es gegangen, junger Herr? Sterben dort viele alte Leute?

„Ich weiß es nicht, gnädiger Onkel."

Es wäre doch viel, wenn du das wirklich nicht wüßtest! — Nun, junger Herr, du hast deine Studien vollendet. Ich werde dich placiren, und dann sollst du heirathen.

Heirathen? sagte meine Mutter, erschrocken und ängstlich.

Ja, meine Gnädige. Warum Ihre ängstliche Frage? Kommt Ihnen das so uner-

wartet? Oder soll ich etwa den jungen Herrn erst um Erlaubniß bitten, daran zu denken? — (Mein Blut kochte, und ich wollte schon losbrechen; meine Mutter sah mich aber flehend an. Ich erinnerte mich meines Versprechens, und schwieg.) Deine Hand ist versagt. Sobald wir in der Stadt sind, sollst du deine Braut sehen. (Ich verbeugte mich.) Nun, Herr Neveu, ich dächte, meine Vorsorge wäre doch wohl eines Dankes werth. Vielleicht aber auch nicht; denn Ihr jungen Herren möchtet diese Vorsorge uns Alten gern erlassen. Doch was du möchtest, mon neveu? O, ich weiß, du möchtest viel; du erließest mir gern noch mehr! ... Nun? bist du stumm geworden?

„Der Graf von Donach empfiehlt sich zu Gnaden, und schickt Ihnen hier die bewußten Papiere.“ (Ich zog meine Schreibtafel hervor.) Er nahm sie, und ging in das Cabinet. Nun wollte ich auf meine Mutter losstürzen; aber — sag, Franz!

kann ich dem Unmenschen das vergeben? — meine Mutter winkte mir ängstlich zu, daß ich es nicht thun sollte; denn die Thür des Cabinets stand halb offen.

Mich konnte er nicht sehen; so knieete ich denn einen Augenblick nieder, und streckte meine Arme zu ihr hin. Meine Schwester weinte still in ihr Schnupftuch; meine Mutter sah mich mit Augen voll inniger Liebe an, und vergoß Thränen. Ihre Empfindungen wurden ihr endlich zu stark, und sie sank in Ohnmacht. Meine Schwester und ich, wir stürzten Beide hinzu, und waren um sie beschäftigt. Jetzt rief mich der Unmensch in das Cabinet. Meine Mutter schlug die Augen auf, lächelte mich an, und nun ging ich zu ihm.

Erst um Mitternacht kam meine Mutter mit meiner Schwester auf mein Zimmer, eine Minute in meinen Armen zu liegen. Sie bat mich, Geduld zu haben. — „O Mutter!" sagte ich; „ist es denn so schwer, arm zu seyn? Und sind wir denn

wirklich so arm, daß wir uns von diesem kalten, harten Menschen tyrannisiren lassen müssen? Würde uns nicht das Gütchen, das uns der Vater hinterließ, ernähren? Lassen Sie ihm seinen Reichthum, und leben Sie in den Armen Ihrer Kinder, die sich Ihnen hier nicht öffnen dürfen."

Meine Schwester erblaßte. Die Mutter sagte: unsre Marie liebt, und wird geliebt, mein Sohn. Doch nur die Hoffnung, daß sie einst reich seyn wird, hat ihr die Einwilligung der beiden Familien verschafft.

„Und ich!" preßte mir das Gefühl meines Elendes aus. „Doch — bist du glücklich, Marie?" — (Sie warf sich weinend in meine Arme.) „Nun denn, so nehme er meine Hand, und verhandle sie, an wen er will. Ich werde glücklich seyn, wenn du es nur bist, meine Schwester."

Sieh, Franz, so bin ich denn an eine Unbekannte verkauft. Mein Herz ist aufgeopfert für Reichthum, für Prunk, viel-

leicht sogar nur dem Hasse eines feindseligen Oheims.

Ich zittre vor dem Tage, an dem wir in die Residenz gehen werden; ich zittre vor jedem anbrechenden Morgen, vor mir selbst. Franz, ich bin sehr unglücklich!

2.

* * *n.

Heiliger Gott! war das möglich! — Sobald wir hier waren, ließ mein Oheim mich zu sich kommen, und sagte: „deine Braut ist das künftige Fräulein von Lindenhain, die Tochter eines ehemaligen Bankiers und jetzigen Geheimen Kammerraths. Er wird erst geadelt, und so lange bleibt deine Verheirathung ausgesetzt. Lindenhain ist der Günstling unseres Herrn, und der Zustand der Holmischen Güter macht den Besitz eines sehr großen Vermögens nöthig. Heute wollen wir ihn besuchen. Ich hoffe, deine neuliche schweigende Demuth wird

keine Verstellung gewesen seyn; denn ich fodre unbedingten Gehorsam."

Ich verbeugte mich wieder schweigend, und wir gingen. Mein Oheim stellte mich dem Vater vor, einem liebenswürdigen Greise, der ihn eben nicht mit gütigen Blicken ansah. Mir reichte der alte Lindenhain freundlich die Hand, und sagte: man hat Sie mir als einen edlen jungen Mann geschildert. Darum sollen Sie meine Tochter bekommen, und mit ihr das ganze Glück meines Lebens. Ich darf Ihnen, hoffe ich, nicht erst sagen, daß ich das Glück nicht in Reichthum setze. Mit diesem Kinde wäre ich auch bei einem sehr mäßigen Vermögen ein glücklicher Vater gewesen.

Er ließ seine Tochter rufen. Die Thür ging auf. O, heiliger Gott! war es möglich!

Jetzt, lieber Franz, will ich dir etwas erzählen, das ich, als das heiligste Geheimniß meines Herzens, bisher auch dir verschwiegen habe.

Erinnere dich, lieber Franz, unsers Aufenthaltes in Koblenz, und meines Lieblingssitzes am Ufer des Rheins, der Insel gegenüber, aus deren Bäumen das Dach des Frauenklosters hervorsah. Weißt du noch, wie oft diese Insel und das Kloster meine jugendliche Schwärmerei und deine frohere Phantasie beschäftigten? Ohne daß du es wußtest, stahl ich mich oft ganz allein den Strom hinauf, und saß, wenn du meintest, ich wäre in Gesellschaft, einsam unter den Weiden am Ufer, hing mit meinen Blicken an dem Klosterdache, und glaubte die Gesänge der Klosterfrauen zu vernehmen. Die Insel schien mir, weil sie so allein, so abgesondert liegt, ein Sitz der Ruhe und des Glückes. Die Einsamkeit hat ja für jedes heiße junge Herz so vielen Reitz!

Oft saß ich der Insel gegenüber, und hörte die Glockenschläge des Klosterthurms, die für mich etwas sehr Feierliches hatten. Ich wünschte, die Insel einmal betreten zu können. Ein Fischer aus dem nahen Dorfe

fuhr mich oft eine Stunde lang auf dem Rhein umher, und ich ließ mich von ihm auch rings um die Insel fahren. Mit innigem Vergnügen glitt ich unter den Gebüschen weg, die ihren Rand umgeben, riß verstohlen einen Zweig ab, und brauchte ihn, meinen Hut zu bekränzen. Mein öfteres Fahren, und kleine Geschenke, die ich den Kindern meines Fischers gab, hatten mir die Zuneigung des Mannes gewonnen; er ließ mich nun ganz allein rudern, und es befremdete ihn gar nicht, daß ich oft erst um Mitternacht zurückkehrte. So trieb der Strom meinen Kahn einmal in die schattige Bucht der Insel, auf der jetzt alles sehr still war. Noch nie hatte ich es gewagt auszusteigen. Heute that ich es, und ging nun unter den Bäumen hin — mit einer Empfindung, als wäre ich in dem Aufenthalt einer Gottheit.

Von nun an stieg ich öfter aus, und kam dem Kloster immer näher. Es war zu der Zeit, da ich mich von euch Allen ab-

sonderte, auch von dir, Franz, wie du dich wohl noch erinnern wirst. An einem schönen Sommerabend ging ich durch die Gebüsche. Vor mir saß unter einem Baum ein junges Frauenzimmer, ganz in Schwarz gekleidet, das sich von Zeit zu Zeit die Augen trocknete. Sie bemerkte mich nicht, und ich konnte sie also in völliger Ruhe betrachten. Daß sie nicht zu den Nonnen gehörte, zeigte mir ihre Kleidung. So blöde, so in mich selbst zurückgezogen ich auch war, hatte ich doch den Muth, ihr näher zu treten und sie anzureden. Ich fragte, ob der Verwalter auf der Insel oder am Lande wohnte; und sie antwortete mir: sie wisse es nicht, weil sie erst seit dem Tode ihrer Mutter, und nur ein Paar Tage, im Kloster sey.

Darum also, sagte ich mitleidig, fließen Ihre Thränen! — Sie sprach von ihrer Mutter mit so vieler kindlichen Liebe, daß ich — du weißt, wie sehr ich die meinige liebe — mit ihr weinte.

Das Gespräch schien ihr zu schmerzlich zu seyn; sie brach es bald ab, und ging. Ich setzte mich, wo sie gesessen hatte, und träumte noch eine Stunde in schwärmerischen Vorstellungen. Das Mädchen selbst, noch mehr der Ort, wo ich es gesehen, und das Heimliche meiner Fahrt, hatten tiefen Eindruck auf mich gemacht; kein Wunder, daß ein junger Mensch von achtzehn Jahren sich ein schönes Mädchen von funfzehn als seine Geliebte träumte. Ich liebte sie wirklich; und von dem Augenblicke an hatte ich allen Muth verloren, sie wieder anzureden, ob ich gleich jeden Abend auf der Insel war, und sie zuweilen auf demselben Platze fand. Ich ging dann in der Ferne vorüber, und grüßte. Sie dankte, und nun nahmen wir, als hätten wir es verabredet, — sie den Weg zum Kloster, ich den an das Ufer, zu meinem Kahne.

Ihr Bild schwebte immer vor meiner Seele, und allmählich fing ich an zu glau-

ben, auch sie müsse etwas für mich empfinden. Sie war jetzt fast jeden Abend an dem gewöhnlichen Orte, hatte sogar die Bucht, wo ich anlandete, ausgespürt, und erwartete mich zuweilen da. Noch mehr! sie stand zuweilen, wenn ich abgefahren war, wieder dort, um mir nachzusehen. Das alles machte mich aber noch furchtsamer; ich redete sie niemals an, und war dennoch glücklich, daß ich sie nur sehen konnte.

Eines Tages fuhr ich nach Neuwied. Als ich in die Gondel trat, erblickte ich das Mädchen, das mein Leben so genußreich, und mein Herz so unruhig machte. Wir errötheten Beide. Es waren, wie ich bald hörte, Verwandte bei ihr; ich hatte aber nicht den Muth, mich in ein Gespräch mit ihnen einzulassen. Ich warf verstohlen Blicke auf die Geliebte, und wir errötheten von Zeit zu Zeit, wenn unsre Augen einander begegnéten. Irgend eine Merkwürdigkeit am Ufer oder auf dem Flusse

— ich weiß nicht, was es war; denn ich hörte und sah nur sie — lockte die ganze Reisegesellschaft an die Seite der Gondel, wo ich meinen Platz hatte. Man rief auch Annen, daß sie sehen sollte. Nun wußte ich denn endlich ihren Nahmen, mehr aber auch nicht. Es war noch ein Platz neben mir; sie trat dahin, und ließ die Arme lässig herabhangen. Ich betrachtete sie von der Seite, und es schien mir, als sähe sie eben so wenig wie ich. Ich wagte es endlich, auch meinen Arm allmählich sinken zu lassen, bis die Spitzen meiner Finger ihre warme, weiche Hand berührten. Sie zog die Hand nicht weg, ob ich gleich zuweilen eine Bewegung fühlte, als wäre sie im Begriff, es zu thun. So standen wir, bis sich Alle wieder setzten. Nun berührten sich unsre Hände schnell, und wir errötheten Beide noch einmal.

Bei Neuwied stiegen wir aus. Der Schiffer fragte mich, ob ich mit der Gesellschaft wieder zurückkehren wollte; dann

möchte ich um acht Uhr Abends kommen. Kaum war ich im Stande Ja zu sagen, und hätte fast mit einer Art von Grobheit Nein geantwortet.

Ich war schon um fünf Uhr am Ufer, und hatte mir, weil ich mich meiner Furchtsamkeit schämte, fest vorgenommen, mit ihr zu sprechen. Sie kam, und das vorige Spiel ging aufs neue an, nur mit dem Unterschiede, daß wir jetzt neben einander saßen. Die Fahrt ging langsam den Rhein hinan. Alle Reisende stiegen aus; wir, meine Geliebte und ich, blieben noch sitzen. Endlich waren wir ganz allein in der Gondel, von einer heiligen Dämmerung umgeben. Jetzt warf ein Windstoß die Leinwand, welche man in die Höhe geschlagen hatte, herunter, und verhüllte uns. Wir griffen Beide darnach. Meine Hand berührte die ihrige, und ich fühlte, daß sie zitterte. Nun wurde ich muthiger, und zog sie näher zu mir. Sie duldete es, sank schweigend an meine Brust, und seufzte, als meine

Arme sie umfaßten. Ich drückte einen heißen Kuß auf ihre Lippen. Das alles geschah in wenigen Sekunden. Jetzt rief man am Ufer ihren Nahmen. Sie riß sich aus meinen Armen, und eilte, zu ihren Verwandten zu kommen. Ich stand da wie ein überführter Verbrecher, (und doch so überglücklich!) bezahlte den Schiffer, warf mich dann zwischen den ersten Felsen, die ich antraf, zu Boden, und dachte mit unaussprechlicher Angst, daß ich die geliebte Unbekannte durch meinen Ungestüm beleidigt hätte.

Ich sah sie nicht wieder, so viel ich auch von nun an forschte; ja, ich konnte nicht einmal erfahren, wer sie wäre. Und dennoch liebte ich sie mit einer Gewalt, die nur meine Jugend und mein verschlossener Charakter möglich machte.

Thorheit der Jugend! wirst du lächelnd sagen. Ist denn aber der Ehrgeitz des männlichen, und der Geldgeitz des höheren Alters — nicht besser; nein! — nur eben so gut, wie dieses, von der Natur geheiligte und beschützte Gefühl eines jungen Herzens?

Genug, ich liebte meine Unbekannte mit der stärksten Leidenschaft. Und — denke dir meine Empfindung! — jetzt stand sie auf einmal vor mir: als meine Braut, die der despotische Wille meines Oheims mir aufzwang.

Bei dem ersten Blick erkannten wir einander, und wurden wechselsweise blaß und roth. Mein Oheim konnte sich unsre Verwirrung freilich nicht richtig erklären, und sagte mit gerunzelter Stirn: „bist du stumm, junger Herr?“ — Ich hatte doch Besinnung genug, ihn nicht merken zu lassen, wie glücklich seine Tyrannei mich machte, und sagte meiner Geliebten ein Paar artige Worte über unser Verhältniß. Sie verbeugte sich schweigend und hoch erröthend. Mein Oheim, der mit ihrem Vater Geschäfte hatte, gab mir einen Wink, daß ich gehen sollte; der Vater öffnete mir die Gartenthür, und ich bot meiner Geliebten den Arm. Kaum waren wir im Bosket, so warf ich mich vor ihr nieder, und entdeck-

te ihr meine lange stille Liebe, die nun der gütige Himmel so unerwartet beglückte.

„Sie wußten . . .?“ fragte sie mit sanftem Lächeln; „und wollten nur versuchen, ob ich eine gute, gehorsame Tochter wäre? O, es kostete mir viel, einer Liebe, die mein Herz schon fühlte, ungetreu zu werden.“ Ich sagte ihr: nur aus Liebe zu meiner Mutter und Schwester hätte ich dem Oheim gehorcht, ohne mein Glück zu ahnen, und müsse ihm jetzt auch verbergen, wie glücklich er mich mache, weil er sonst vielleicht auf den Gedanken kommen könne, ein Band, das er, ohne mich zu fragen, geknüpft habe, wieder zu zerreißen.

Franz, du kannst dir nicht denken, was ich empfand, als nun das theure, geliebte, und mir noch immer fremde Mädchen sich an meine Brust lehnte, und mit holdem Erröthen mir ihre stille, verborgene, fromme Liebe gestand! Vielleicht hat nie ein Mann etwas Aehnliches empfunden, weil schwerlich schon einer in dieser Lage

mit seiner Geliebten gewesen ist. Alles, was die Liebe sonst nach und nach giebt, Wohlwollen, Achtung, Vertrauen, innige Herzlichkeit: das erhielt ich in Einer Sekunde, als sie mit holder Scham zum ersten Mal ihre Lippen auf die meinigen drückte. „O," sagte sie endlich mit einem rührenden Blikke gen Himmel: „wem habe ich nun dieses einfache, arglose Herz, wem meine Ruhe, meine Glückseligkeit anvertrauet!"

Einem gewiß nicht minder einfachen, arglosen Herzen, das Sie liebt! erwiederte ich, und sah ihr fest in die Augen, die sich nach und nach benetzten.

„Ich kenne Sie nicht!" sagte sie seufzend.

Auch ich kenne Sie nicht; aber ich liebe Sie, und ich fühle, daß Sie das Glück meines Lebens seyn werden.

„Nun denn," sagte sie mit zärtlicher Rührung: „mein Herz gehörte Ihnen schon lange. Nehmen Sie jetzt mit diesem Handschlage auch mein höchstes Vertrauen, und

das Versprechen der heiligsten Treue. Ja, von diesem Augenblick an sind Sie meine Welt, und jeder meiner Gedanken soll Ihnen gehören.

Unsre Empfindungen erreichten den höchsten Grad: wir waren wie begeistert, und fühlten dennoch eine solche Ruhe, eine solche stille Seligkeit, als wären wir ein Jahrhundert die vertrautesten Freunde gewesen. Nach einer Stunde, in welcher wir einander unsre geheimsten Gedanken und Empfindungen gesagt hatten, waren unsre Herzen so gänzlich Eins geworden, daß keine Gewalt sie je wieder trennen kann.

Wir mußten uns endlich wieder fremder gegen einander betragen, weil ihr Vater mit meinem Oheim kam. Dieser sagte: unsre Verbindung sollte erklärt werden, sobald nur eine gewisse Angelegenheit (die Standeserhöhung Lindenhains ohne Zweifel) in Ordnung gebracht, und sobald ich im Dienst des Fürsten angestellt wäre. Auf dem Rückwege schien er zu beobachten, ob er nicht

ein Zeichen von Verdruß in meinem Gesichte sehen würde. Ich sagte ihm aber mit der gleichgültigsten Miene, ohne alle Zeichen von Unwillen und von Vergnügen: mein Oheim, ich weiß zu gehorchen. Jetzt mochte er zum ersten Male etwas Andres als Haß für mich empfinden; denn er blickte mich weniger finster an, und reichte mir die Hand. („Ihr Sohn, Madame," hat er nachher zu meiner Mutter gesagt, „beträgt sich wenigstens als ein verständiger Mensch. Ich bin mit ihm zufrieden.")

Meine Mutter und Marie blickten mich sehr ängstlich an, als wir zurückkamen, und leider konnte ich ihnen nicht einmal einen Wink geben, sie zu beruhigen, weil der Oheim mich unaufhörlich beobachtete. Endlich ging er. Nun sprang meine Mutter auf, und legte schluchzend die zitternden Arme um meine Schultern. Als ich ihr dann sagte: ich bin der glücklichste Mensch auf der Erde; ich habe in meiner Braut meine Geliebte wieder gefunden!

und als ich sie in wenigen Worten überzeugt hatte, daß ich mit voller Wahrheit spräche: — da hob sie die Arme gen Himmel, und sagte: „allgütiger Gott! so groß, so reich ist die Belohnung eines guten Sohnes! Er opferte mir sein Herz, und du beseligest ihn dafür mit Liebe!"

Wäre mein Oheim Zeuge davon gewesen, mit welchen Empfindungen wir einander umarmten: vielleicht hätte ihn der Gedanke erschüttert, daß er gegen seinen Willen der Schöpfer unseres Glückes hatte seyn müssen!

So hat mich denn Feindschaft in den friedlichsten Hafen geleitet! Alle meine Wünsche sind erfüllt, von eben dem Manne erfüllt, vor dem ich am meisten zitterte. Der Haß gab mir ein schöneres Glück, als mir die zärtlichste Freundschaft geben konnte. — So muß, glaube ich, dem Menschen seyn, der bebend in die Arme des Todes sank, und in demselben Augenblicke zu einem höheren, glücklicheren Leben erwachte. —

Mein Widerwille gegen meinen Oheim hat sich vermindert, und ich sehe nun manches, was er thut, in einem weit besseren Lichte. Ich würde ihn Vater nennen, wenn er nur ein einziges Mal „mein Sohn" zu mir sagte.

Lindenhain ist mit seiner Tochter ein Paarmal bei uns gewesen, und wir bei ihm. „Junger Herr," sagte mein Oheim kalt, „da deine Verlobung noch nicht erklärt ist, so wirst du deine Braut nicht auszeichnen; und Sie Madame, und Sie Fräulein, werden nichts thun oder sagen, woraus auch nur Lindenhains vermuthen könnten, daß Sie schon etwas wissen." Meine Mutter seufzte. Er warf ihr einen finstern Blick zu, und sagte: „so will ich es!"

Ich bekam aber dennoch Gelegenheit, meine Anne einen schönen unbewachten Augenblick an das Herz meiner Mutter zu führen; ja, ich redete sogar mit ihr ab, zu welcher Zeit es möglich wäre, uns allein zu

sehen. Seitdem hat die übrige Welt für mich aufgehört zu existiren. Ich habe meinem Oheim (was er mir übrigens nicht einmal anrechnet) mein ganzes Schicksal ruhig überlassen, und sage zu Allem Ja. Er hält das gewiß für die Wirkung meiner Begierde nach seinem Vermögen. O, wenn er wüßte, wie höchst unbedeutend für mich sein Reichthum ist, und wie gänzlich ich in den Armen meiner Anne ihn vergesse, weil ich nur mein unaussprechliches Glück denke!

Aber wehe mir, wenn er es wüßte! Würde er ruhig das Glück eines Menschen ansehen, den er haßt, und den er nur als eine leblose Maschine gebrauchen will: — eine Maschine, die er nur darum nicht zerschmettert, weil sie seinen Nahmen hat? Denke nur, Franz! selbst die Unterwürfigkeit, die er doch von mir fodert, giebt ihm neuen Anlaß, mich zu verhöhnen. Als meine Mutter neulich meinen Gehorsam gegen ihn lobt, sagt er spottend: „nun ja! ich

liebe solche Menschen, wenn ich sie auch nicht achten kann."

Meine Mutter verschwieg mir das; Marie erzählte es mir wieder. O, sagte ich; mag er doch! Ich kann ihm jetzt viel, ich kann ihm alles verzeihen. Er hat ja mein Leben zu einer langen Seligkeit gemacht!

3.

* * *u.

Die armen Menschen! was ist der Preis, um den sie sich quälen! Auch mir hielt der Ehrgeiz ehemals den lockenden Lorberkranz vor die Augen; aber, Gott Lob! ich lernte früh genug, daß nichts Wünschenswertheres auf der Erde ist, als Tugend in stiller Genügsamkeit. — Unser Fürst, der bei seiner blühenden Gesundheit ein langes Leben, und mit seiner jungen, schönen Gemahlin eine fruchtbare Nachkommenschaft hoffen ließ, setzt sich zu Pferde, reitet zur Jagd, erhitzt sich, und wird von einem Ungewitter überfallen. Die Folge davon war

ein Fieber, das die Aerzte als unbedeutend ansahen, das aber in drei Tagen sein Leben endigte. Nun solltest du sehen, wie der Tod dieses Einen Mannes plötzlich alles in eine andre Form gegossen hat! Der Prinz **, der hier in einer sehr abhängigen Lage lebte, und mit dem der Verstorbene, wie jedermann wußte, ziemlich unzufrieden war, ist sein Nachfolger. Er denkt hell, er liebt das Frömmeln nicht; und auf einmal sind alle Mönche aus den Gesellschaften verschwunden, zu denen sie vorher sehr oft gezogen wurden. Man spielt den renomistischen Freigeist in allen schönen Künsten, da man vorher ganz unerträglich von nichts als von Antiken redete; denn man weiß, daß der Prinz ein Paarmal über die Kunstliebhaberei seines Vorgängers gelächelt hat.

Wahrhaftig, man sollte glauben, plötzlich durch einen Zauberschlag in eine ganz andere Stadt, unter ganz andre Menschen versetzt zu seyn. Alium crederes senatum,

alium populum *), sagt der ernste Richter und der feinste Kenner der Menschen, mein Tacitus; und konnten diese Worte jemals richtig angewendet werden, so ist es hier, seitdem sich die Nachricht von dem Tode des Fürsten verbreitete. Je falscher die Ehrerbietung war, die man dem neuen Fürsten erwies, mit desto größerem Geräusche erwies man sie ihm.

Mein Oheim, der schon vorher (aber freilich nur sehr geheim) mit dem Prinzen in Verbindung gestanden hatte, wurde zu ihm gerufen. Man erfuhr das; und nun war sein Haus wie von Menschen belagert. Die Günstlinge des Verstorbenen sind vergessen, und die Freunde des neuen Fürsten betragen sich nun gerade eben so wie jene, ob sie gleich sonst immer behaupteten: ein Fürst müsse keinen Günstling haben, und wer es sey, dürfe sich nicht damit brüsten.

*) Man sollte den Senat für einen andern, das Volk für ein andres halten.

Mein Oheim kam von dem Fürsten mit einem Gesichte zurück, worin nicht weniger Ungewißheit als Triumph zu lesen war. Niemand weiß bis jezt recht eigentlich, wo er sein Netz auswerfen soll; denn des Fürsten Blick ist ein bloßes Lächeln, und er sagt weiter nichts, als: „wir werden ja sehen!" Man macht sich Connexionen unter Freunden und Feinden, erwartet ängstlich, wen man wird lieben, wen man wird hassen müssen, und beneidet jeden, der unter der vorigen Regierung mit Strenge behandelt wurde. Es war ein seltsames Schauspiel, wie alles kombinirte, und auf welche seltsame Ideen mancher gerieth, um den Weg an den Hof frei zu bekommen oder frei zu behalten. Nur der alte Minister, der schon unter drei Regierungen immer in gleicher Achtung geblieben ist, und den der neue Fürst sogleich wieder an die Spitze der Geschäfte stellte, blieb ruhig. Er wurde gefragt, wie er es angefangen habe, sich bei vier neuen Fürsten zu erhalten. Der ehrwür-

dige Greis erwiederte lächelnd: „ich habe meine Arbeiten mit Liebe und gewissenhaft verrichtet, dem Lande als ein ehrlicher Mann gedient, und meinen Herren nie geschmeichelt: das muß es seyn." — Ja wohl, edler Mensch, dachte ich; das ist es!

Mitten in diesem lärmenden Drängen und Treiben, von dem mein Oheim so gut wie jeder Andere mit fortgerissen wird, lebe ich Tage, wie sie der Himmel nur seinen erklärten Lieblingen zutheilt. Ich kann, da ich noch nicht angestellt bin (fürs erste soll ich Kammerjunker werden), täglich zu meiner Anne gehen, die, so oft ich sie spreche, den edelsten Ehrgeitz in meiner Brust immer stärker entzündet: den, in einer tugendhaften Stille, in dem glücklichen Kreise eines wechselseitigen Vertrauens zu leben, und meine Wünsche auf die Würde des Bürgers, des Freundes, des Gatten, des Vaters, zu beschränken. O, und wäre ich von der Ehrsucht des Hof- oder Geschäftsmannes noch nicht ganz frei gewesen: —

was ich seit einigen Tagen gesehen habe, hätte ihn mit der letzten Faser aus meiner Seele gerissen.

Mein Oheim hat tausend Geschäfte, achtet gar nicht mehr auf mich, und kommt nur höchst selten zu Lindenhain, wo seine Gegenwart mir immer den unerträglichsten Zwang auflegt. Ein Blick, ein Seufzer von Annen zeigt mir zuweilen, daß sie nicht ganz ruhig ist. „Ich fürchte," sagte sie gestern, „mein Vater wird bei dieser Veränderung verlieren. Er hat viele Feinde."

Feinde? liebe Anne. Dein Vater? Wodurch hätte er irgend einen Menschen beleidigt?

„Durch sein schnelles Glück. Er kam mit einem großen Vermögen hieher, und zeigte dem vorigen Fürsten, warum seine Fabrik- und Finanz-Anlagen nicht hatten gerathen können. Der Fürst schätzte ihn, zog ihn hervor, und beehrte ihn mit seinem Vertrauen, ja mit seiner Freundschaft. Der Arme, der Geringe, haßt nicht den Rei-

chen, den Vornehmen; wohl aber den Mann, den er reich oder vornehm werden sieht." — Hat sie nicht Recht? Ist dies nicht beinahe ein allgemeiner Charakterzug des ganzen menschlichen Geschlechtes?

Doch selbst Annens Unruhe macht mich noch glücklicher. Wenn das geschähe, was sie befürchtet: — nun, ihr Vater würde sich dann für den Ueberrest seines Vermögens ein Gut kaufen, und mein Wunsch, mit ihr im Schooße der Natur zu leben, wäre erfüllt. Als ich einige Worte hierüber äußerte, sagte sie mit bedeutenden Blicken: „und Sie könnten dann Ihren Oheim entbehren!" — Ich denke daran nicht gern; denn ich fühle, daß ich ihn, wenn ich ihn entbehren könnte, nicht würde entbehren wollen. — „Sophisterei eines falschen Ehrgefühls!" sagte meine Anne. Aber sie irrt sich. Ich that und duldete alles, um meiner Mutter und meiner Schwester willen. Wären sie nicht — mein

Oheim hätte mich nie wieder gesehen. Doch dann wäre ich auch nicht glücklich geworden. So ist es denn besser, wie es der Zufall gemacht hat. Zufall? Könnte nicht die ewige Weisheit es so gewollt haben? Adieu.

4.

* * *n.

Mit meiner Geduld ist es zu Ende, lieber Franz. Ich bin mir wiedergegeben; und — dem Himmel sey Dank! — ich fühle mich besser, stärker, muthiger, zufriedener mit mir selbst, als ehemals. Was auch meine Mutter sagen mag, es war in dem Verhältnisse mit meinem Oheim und mir etwas Unnatürliches. Dem Weibe, das von Jugend auf an den Zustand des Leidens gewöhnt ist, fiel es nicht auf; mich aber trennte es von mir selbst. „Nachgiebigkeit, mein Sohn, ehrt den Mann, wie das Weib!" sagte meine Mutter. — Ja, Mutter, erwiederte ich; aber würden

Sie mir gerathen haben, mich den Launen des Oheims so aufzuopfern, wenn er arm gewesen wäre? — Das ist es! Ihr möget sagen, was ihr wollt. Auch du, Franz! Du meintest einmal: „was ist es denn nun? Ein Paar Jahre gehorchen, um ein ganzes Leben befehlen zu können.“ Nein, Franz, es war mehr. Ich hatte die Achtung für mich selbst verloren. Zwar schwieg ich, und gab euch Allen Recht, dir, meiner Mutter und meiner Schwester; doch eine laute Stimme in meinem Innern konnte ich nie unterdrücken. Ich war über die Härte, über die Grausamkeit meines Oheims erbittert; wenn ich aber an die stolze Verachtung dachte, mit der er mich als eine willenlose Maschine behandelte, so fehlte es mir an Muth, ihm einen Vorwurf darüber zu machen. Denn — hatte ich mich ihm nicht als eine Maschine überlassen? — Nicht die Herrschsucht allein macht Tyrannen, sondern auch die zahme, feige, niedrige Unterwürfigkeit der Menschen, die sich

ihr hingeben. Und wozu denn? warum denn? Quid brevi fortes jaculamur aevo multa *)? Warum mußte ich die milde, helle Sonne einer glücklichen Jugend hingeben für die ungewisse Hoffnung eines Sonnenblicks im Alter! Nein, seitdem ich die Fessel zerbrochen habe, die meine eigene Feigheit mir angelegt hatte: seitdem fühle ich erst, was ich hätte seyn können, wie viel Glück ich so lange entbehrte. Die jugendliche rasche Freude, um die ich dich oft beneidete, jenes stolze Selbstgefühl, das die Freude erweckt, bei den Hoffnungen großer Thaten: das habe ich unter der strengen Herrschaft meines Oheims, und durch die feige Demuth, die ich sehr unrichtig Tugend nannte, verloren. Warum wagte ich es nie, mich in den lauten Tanz der Jugend zu mischen? warum blieb ich immer entfernt von eurem frohen Kreise? Ihr nanntet das Weisheit, was sonst

*) Nah dem kurzen Ziele, was strebt man rastlos Weiter?

Horaz, nach Ramlers Uebersetzung.

nichts war, als das Gefühl, daß ich diese Freude eines sich selbst gehörenden Herzens nicht verdiente. Ja, Furcht und niedriger Eigennutz brachten mich um den Frohsinn der Jugend. Doch nun will ich mir selbst angehören. Die Fessel ist zersprengt, und der Gefangene hüpft fröhlich in dem freien Raume der Schöpfung.

Du mußt doch auch wissen, wodurch ich mir selber wiedergegeben bin. Mein Oheim hatte die Gunst des neuen Fürsten, dessen Charakter er genau kennt, durch ein freimüthiges, von Vertraulichkeit und von Schmeichelei gleich-weit entferntes Benehmen, wozu sein natürlicher Charakter ihn schon ohnedies treibt, in einem hohen Grade gewonnen. Er wurde Geheimerrath und Präsident im Finanz-Kollegium. Gleich nachher geschah, was Anne befürchtete. Eine Kommission sollte Lindenhains Rechnungen, und seine sehr großen Foderungen untersuchen. Mein Oheim bekam den Vorsitz bei dieser Kommission, und ich dachte:

in bessere Hände kann Lindenhain nicht fallen; ob ich gleich sehr wohl bemerkte, daß dieser nicht ganz ruhig blieb, als er die Nahmen der Kommissarien hörte. Zum Unglück hatten seine neuen Fabrik-Anstalten gar nicht den Beifall des nunmehrigen Fürsten. Dieser hielt ihn für einen von den vielen Projektmachern, welche sich unter der vorigen Regierung bereicherten, und dann das Land verließen. Es fiel mir freilich auf, daß mein Oheim nun allen Umgang mit Lindenhain abbrach, und gegen mich den Wunsch äußerte, alle öffentliche Besuche in dessen Hause zu vermeiden. Doch, das konnte er vielleicht nöthig finden, um dem Manne desto nützlicher zu seyn. Damit beruhigte ich Annen, die viel besorgter war, als ich.

In dem Laufe der Untersuchung, von deren Gange übrigens nichts bekannt wurde, fing Lindenhain an, sich über das Verfahren meines Oheims zu beklagen. Da aber dieser wußte, daß ich meine Braut

und ihren Vater oft besuchte, und mir den Umgang mit der Familie nicht verbot: so hatte ich immer guten Muth, und suchte auch Annen zu erheitern. Ich war einmal allein bei ihr im Zimmer, als ihr Vater von einer Sitzung der Kommission zurückkam. Er trat mit einem schweren Seufzer herein, sah mich lange bedeutend an, und sagte endlich mit einer bittern, ihm nicht gewöhnlichen, Heftigkeit: „weiß Ihr Oheim, daß Sie hier sind?" Ich bejahete die Frage ganz ruhig. Er runzelte die Stirn, und gab sich ganz augenscheinlich Mühe, zu schweigen; doch nicht lange, so brach er zornig aus: „es wäre ein Meisterstück von höllischer Bosheit, wenn er mich so betrogen hätte, oder, wenn auch Sie mich so betriegen könnten! . . . Nein, Baron, Sie nicht! gewiß nicht!" setzte er sogleich hinzu. „Verzeihen Sie der Hitze eines bitter gekränkten Mannes. Aber, wie dem auch sey, in Hinsicht auf Ihre Verbindung mit meiner Anne, habe ich Ihrem

Oheim Entdeckungen gemacht, durch die ich unglücklich werden kann, ob ich gleich ganz unschuldig bin."

Fürchten Sie nichts von meinem Oheim, sagte ich ruhig.

„Nichts? Die Entdeckungen des Freundes hat er der Kommission mitgetheilt, die recht absichtlich mein Unglück erzwingen will. Ich fürchte, Baron, man wird mich arm machen. Doch — wie kann ich bei dem bleichen Gesichte meiner Tochter an den Verlust meines Vermögens denken! Es ist mehr. Ich fürchte, Ihr Oheim wird Ihre Verbindung mit Annen zerreißen." (Sie wurde noch bleicher, als sie schon war, und fing an sehr heftig zu zittern.)

Und wenn er alles thäte, was Sie fürchten: — mich von meiner Anne trennen, das kann er nicht!

„Das könnte er nicht? Worauf gründen Sie Ihre Behauptung, junger Mann?"

Auf mich! Er kann es nicht, weil ich den festen, unüberwindlichen Willen habe, meiner Anne treu zu seyn.

Nein, sagte Anne, und lehnte sich an meine Brust: gewiß kann er unsre Herzen nicht von einander reißen.

Der Vater sah mich an. „Aber doch konnte er viel, Baron! Er beherrscht sie unumschränkt. Selbst diese Liebe war sein, nicht Ihr Wunsch. Daß es Ihnen an gutem Willen fehlt, fürchte ich nicht (denn ich weiß, daß Sie Annen lieben), aber wohl, daß Sie nicht standhaft seyn werden. Ich liebe Sie, Baron, ich liebe Sie zärtlich, und darum bin ich desto ängstlicher. Ihr Oheim hat Sie immer gehindert, ein Mann zu seyn!" (Franz, diese Worte schnitten tief in meine Seele.)

So kann man freilich von mir denken! . . . Doch Sie, liebe Anne?

Ach, Holm! hat mein Vater nicht einigermaßen Recht? sagte sie ängstlich.

Sehr Recht, erwiederte ich kalt: sehr Recht! Mein Oheim hat mich gehindert; aber dennoch bin ich ein Mann geworden, bin ich ein Mann gewesen. Und von die-

sem Augenblick an (ich faßte sie in meine Arme) soll dir nie wieder ein Mensch den Vorwurf machen können, du liebtest einen Feigherzigen. — Ich griff nach meinem Hute.

Der Vater hielt mich auf. „Wohin? Sie werden mit dieser raschen Hitze alles verderben."

Raschen Hitze? In der That, Sie halten mich für noch weniger, als für einen Mann.

„Sie wollen Ihren Oheim zur Rede setzen. Bei dieser Aufwallung . . ." —

Ganz und gar nicht, sagte ich ruhig lächelnd; denn ich war kalt geworden. Was habe ich mit meinem Oheim überhaupt noch von einer Verbindung zu sprechen, die völlig abgeschlossen ist? Aber — wollen Sie ihm etwas über Ihre Angelegenheit sagen lassen?

Er sann einen Augenblick nach. „Ueber meine Angelegenheit? Nein, Baron, wenn über Sie und meine Anne nichts zu reden

ist, dann habe ich gar nichts über Dinge zu sagen, die ich sehr wohl entbehren kann. So viel, als ich zu einem bequemen Leben brauche, müssen sie mir doch lassen! . . . Lieber Baron, ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr mir Ihre Stellung wohlgefällt." (Ich stand ruhig lächelnd da, und hielt die Hand meiner Anne.) „Ihr Oheim wird Ihre Verbindung mit meiner Tochter zerreißen wollen, und mich arm machen: daran zweifle ich nicht mehr. Doch behält nur Anne dieses frohe Gesicht, und sind wir Beide Männer: was hat er uns dann genommen?"

Und wie viel gab er mir! sagte ich: diese Hand! das Glück meines Lebens, das ich schon verloren zu haben glaubte!

„Schon verloren?"

Ich erzählte ihm, wie ich mit Annen bekannt geworden wäre. Wir liebten einander schon seit drei Jahren! sagten wir alle Beide.

„Nun denn! er kann uns nimmermehr

so viel nehmen, als er uns gegeben hat. Wir bleiben ihm immer Dank schuldig." — Ich ging in dem seligsten Gefühle der Liebe und meines Werthes.

Zu Hause trat mir meine Mutter mit einem sehr verlegenen Gesicht entgegen. Meine Schwester seufzte, als ich vorüber ging. Ich sah lächelnd auf sie zurück, und trat näher zu meinem Oheim, der mit der gleichgültigsten Miene auf mich hinblickte, und dann wieder in einem Stoß Akten blätterte. Aus den Mienen und dem Zuwinken meiner Mutter und meiner Schwester errieth ich mein Schicksal schon; und dennoch — ich weiß nicht warum — wurde meine Empfindung gegen meinen Oheim um nichts bitterer. Ich sah ihn lächelnd an, und bemerkte — jetzt zum ersten Male — in seinem Gesichte große Aehnlichkeit mit der Physionomie meines Vaters. — Ob meine Entschlossenheit oder sonst etwas daran Schuld war: — genug, ich fühlte den Wunsch, daß er mein Freund seyn möchte.

Ich redete meine Mutter an. Sie erschrak, und winkte auf den Oheim hin. (Meine Schwester sagte mir nachher: ich hätte mit einem ganz andren Tone, als gewöhnlich, gesprochen.) Der Oheim betrachtete mich ein Paar Mal mit finstern Blicken, als ich, auf einen Stuhl gelehnt, ganz ruhig da stand und frei um mich her sah. Wahrhaftig, Franz, ich fühlte jetzt eine Art von Vertrauen zu ihm, obgleich keine Liebe.

Endlich schob er die Akten auf die Seite, streckte die Füße von sich, legte sich recht bequem, und sagte: „mit Lindenhain ist es aus; er verliert sein Vermögen. Ich glaubte Anfangs, wenigstens das retten zu können; allein er hat es überall verdorben."

Das scheint er selbst zu fühlen, antwortete ich mit freier Brust; doch daß er es auch mit Ihnen verdorben haben sollte, wie er zu fürchten scheint, das glaube ich nicht. — Ich komme so eben von ihm her, mein Oheim.

„Es ist dein letzter Besuch bei ihm gewesen. Ich bedaure es. Kann man aber die Umstände nicht beherrschen, so ist es männlich, bestimmt zu zeigen, daß man es nicht kann. — Scheint dir das etwa nicht so? Du machst ja eine Miene, junger Herr . . .“

Sie haben Recht, sagte ich sehr ruhig. Ich halte das mit Ihnen für männlich, wenn man durchaus nicht mehr Herr der Umstände ist.

„Wohl denn!“ sagte er, und lehnte sich wieder nachlässig an. Aber dabei warf er einen verachtenden Blick auf mich, weil er glaubte, ich gäbe ihm aus Furchtsamsamkeit Recht. „Es ist gut, daß du es so nimmst. Ich lobe deinen Gehorsam. Mit deinem Heiraths-Projekt hat es ein Ende.“

Ein Ende? Nein, gewiß nicht! Mamsell Lindenhain ist meine Verlobte, . . .

Gewesen! jetzt nicht mehr. „Ihres Vaters Vermögen und Standeserhöhung waren die Bedingung; und da . . .“ —

Wollen Sie mich ruhig anhören, lieber Oheim? —

„Meinst du, mon neveu, du könntest mich unruhig machen?" fragte er spöttisch. „Also mit Einem Wort!"

Lindenhains Tochter wird meine Frau! sagte ich sehr bestimmt.

Er sah mich an; dann sprang er mit glühendem Gesichte auf. Doch bald warf er sich nachlässig wieder in den Stuhl, und sagte kalt: „du hast nicht überlegt . . ."

Ich habe nichts mehr zu überlegen, lieber Oheim, unterbrach ich Ihn. Auf Ihr Verlangen gab ich dem Mädchen mein Wort. Es kann Sie reuen, daß es geschah; es könnte sogar mich reuen, daß ich es that. Aber es zu ändern, steht weder in Ihrer noch in meiner Gewalt; und so ist es männlich, zu zeigen, daß man die Umstände nicht beherrschen kann.

„Ich will!" sagte er stolz, und streckte die Hand gebietend von sich.

Ich wünschte, theurer Oheim, Sie über-

legten, daß Sie hier nicht mehr wollen können; und, wenn Sie es wirklich könnten, daß ich es doch nicht mehr in meiner Gewalt habe, Ihnen zu gehorchen. Mlle. Lindenhain wird meine Frau.

Er sah mich erstaunt an; meine Mutter und meine Schwester zitterten. „Ich glaube," sagte er mit flammenden Augen, und bitter lachend, „der junge Mensch hat von einer Tollwurzel gegessen. Was! du wolltest nicht, was ich will? Sprich!"

Ich will nicht, was mir die Ehre verbietet. Sie werden nicht leugnen, daß ich Ihnen gehorsam gewesen bin, und daß Sie mich streng behandelt haben. Als Sie sogar über meine Hand, über mein Herz, über das ganze Glück meines Lebens geboten, gehorchte ich Ihnen, gegen meine Wünsche, weil ich es konnte, weil es mir erlaubt war, Ihnen alles, was von mir abhing, aufzuopfern. Jetzt aber fodern Sie etwas von mir, worüber ich — und zwar auf Ihren Befehl — nicht mehr Herr bin.

Linden-

Lindenhains Tochter wird meine Gattin; denn sie hat mein Wort. — Dies Alles sagte ich mit grosser Ruhe, und nahm mich wohl in Acht, weder übermüthig, noch furchtsam zu scheinen. Es that Wirkung; ich bemerkte in meines Oheims Gesichte Zeichen von Verlegenheit. Das freuete mich; denn nun fing er also an mich zu achten. Ich erwartete, daß er auffahren würde; auch sah ich schon seine Augen flammen und seine Wangen glühen. Er war im Begriff aufzustehen, und stemmte schon Fuß und Hand auf. Doch mit Einem Male lehnte er sich wieder zurück, lächelte, sah mich mit höhnendem Kopfschütteln an, und sagte: „setze dich, und schweig!“ — Ich setzte mich. Er foderte Papier, schrieb, und las mir dann vor. Es war ein Brief an den Grafen Rode, worin er für mich um die Hand seiner Tochter anhielt. Er siegelte, ohne daß ich ein Wort dazu gesagt hatte, und wollte den Brief nun sogleich wegschicken.

Ist es Ihnen gleichgültig, fragte ich kalt, ob der Graf beleidigt wird?

„Du fährst nach Tische mit mir zu ihm hin.“

Wohl! ich fahre mit Ihnen, und erkläre dem Grafen, daß ich Lindenhains Tochter heirathe.

Jetzt sprang er auf, und rief: „Elender! du wagst es, dich meinem Befehle zu widersetzen? — Ich frage dich noch einmal . . .“

Ich werde und kann Ihnen nie eine andre Antwort geben.

„Diesen Brief zu dem Grafen Rode!“ sagte er zu meiner Schwester.

Noch ein Wort, mein Oheim, ehe Sie ihn abschicken. Was ich von Ihnen zu erwarten habe, weiß ich; Sie aber nicht, was Sie von mir zu erwarten haben. Es ist also nöthig, daß wir uns mit einander verständigen. Ich kann Ihren Widerwillen gegen mich, da ich die Quelle kenne, entschuldigen. Sie wollen mein Herr

seyn, und sind es mit aller nur möglichen Strenge gewesen. Sie lieben konnte ich also nicht, wohl aber Ihnen gehorchen: darum bat mich meine Mutter. Ich gehorchte Ihnen, weil ich meiner Mutter gehorchen wollte. Und die Belohnung für meinen fürchterlich schmerzhaften Gehorsam? Sie verachteten mich, weil Sie glaubten, der Wunsch, Ihr Erbe zu werden, mache mich so unterwürfig. Noch einmal: mein Gehorsam war nur die Folge meiner Liebe zu der besten Mutter. Er wurde Gewohnheit; nun fürchtete ich Sie in der That. — Wen man fürchtet, den liebt man nicht. Also ich kann Sie nicht lieben; aber Sie — sollen mich wenigstens nicht mehr verachten können. Enterben Sie mich; ich werde es ruhig ertragen. Wenn Sie es wirklich thun — auch dann bin ich Ihnen noch immer das Glück meines Lebens schuldig: meine Anne, die ich mit Leidenschaft liebe. (Er sah mich stolz an; ich fuhr ruhig fort.) Sie können vielleicht

glauben, das sey der Einfall einer lebhaf-ten Stunde, eines raschen Aufwallens; aber dann würden Sie irren. So habe ich ge-fühlt und gedacht, seitdem ich denken kann. Und nun noch einmal: Anne wird meine Frau, so wahr ich lebe! Deshalb ersuche ich Sie, den Brief nicht wegzuschicken.

Er stand mit finstrem Gesichte da, so daß ich glaubte, jetzt müßte sein Zorn her-vorbrechen. Es geschah nicht; und nun fing ich beinahe wieder an, ihn zu fürchten.

Als er gleich nachher in sein Cabinet gegangen war, umarmten mich meine Mut-ter und meine Schwester. In dieser Um-armung und in ihrem ganzen Betragen war etwas Ungewöhnliches; eine gewisse Achtung, die sie mir vorher nie gezeigt hatten, machte ihre Liebe noch zärtlicher. O, mein Bruder! sagte meine sonst so furcht-same Schwester mit Stolz: jetzt fürchte ich nichts mehr! Meine Mutter übergab mir noch an demselben Tage die Familien-papiere, als wäre ich heute mündig gewor-

den. Und war es denn nicht so? — Ich schäme mich, daß ich so lange eine Kette trug, die ein Wort zersprengen konnte.

Jetzt erst lebe ich, Franz; jetzt erst! Selbst die Domestiken, die mich vorher mit einer spöttischen Ehrerbietung behandelten, weil ich ein Kind war, haben eine andre Miene gegen mich angenommen. Ich bin heiterer, liebe Annen, liebe meine Mutter und meine Schwester noch zärtlicher, bin nachsichtiger gegen meinen Oheim, gegen die ganze Welt; denn — ich bin frei geworden! Adieu.

5.

* * *n.

Nein, Franz! nie werde ich (was du mir zu rathen scheinst) meinen Oheim betriegen. Es thut mir schon weh, ihm nicht mit jeder Minute sagen zu dürfen, daß alle seine Bemühungen, mich seinem Willen geneigter zu machen, vergeblich sind. Seitdem die Erklärung unter uns vorfiel,

hat er sich gänzlich verändert. Er setzte mir schon am folgenden Tage ein bestimmtes, und wirklich allzu ansehnliches, Jahrgeld aus. Ein Paar Tage nachher ernannte mich der Fürst zum Kammerherrn. Kammerjunker wurde ich bald nach der Regierungsveränderung; und schon damals zeichnete mich der Fürst um meines Oheims willen aus. Ich sehe wohl, welche Absicht dieser dabei hat, daß er mich in die Hof-Carriere bringt, die er selbst nicht liebt. Er will es mir unmöglich machen, einer Bürgerlichen, und zumal Annen, meine Hand zu geben. Ich bin täglich um den Fürsten: wie dürfte ich es denn nun wagen, die Tochter eines Mannes, den er haßt, zu heirathen? Uebrigens führt mich mein Oheim von einem rauschenden Vergnügen zum andern, und nimmt, gegen seine Gewohnheit, an allen Festen Theil. Ohne Zweifel will er mich durch den Glanz des Hofes blenden.

Guter Gott! und wenn ich Abends mit meiner Anne unter ihren Akazien gehe,

durch die der Himmel mit seinen Sternen, oder der Mond mit seinem sanften Lichte schimmert: dann habe ich — den Hof? nein, die ganze Erde, das ganze Leben vergessen. O, wie können glänzende Flittern so blenden, daß man meint, ich würde meinen Himmel, die glücklichste Liebe, für einen glänzenden Saal voll langweiliger, falscher Höflichkeit vertauschen!

Lindenhain ist bald unruhiger, als er, glaube ich, zu seyn braucht, bald ruhiger, als er seyn sollte. Sein Prozeß wird in die Länge gezogen, und bald sehr streng, bald wieder sehr lässig geführt. Er glaubt, in diesem Benehmen die schonende Hand meines Oheims zu sehen. Um ihn nicht ohne Noth zu beunruhigen, schweige ich ganz von dessen Verlangen, daß ich meine Liebe aufgeben soll; und so ist wenigstens meine Anne ruhig, vielleicht noch ruhiger, als in den glücklichsten Tagen ihres Vaters. Sie liebt die Stille, und den Aufenthalt in der Natur. Dort ist sie die

Seele, die Alles um sich her mit reiner Heiterkeit, mit kindlicher Unschuld belebt. Sie wird für hochmüthig gehalten, und so freuet man sich über den Fall ihres Vaters, weil sich nun, glaubt man, ihr Stolz wohl legen müsse. Ich begreife nicht, Anne, sagte ich zu ihr, wie man Ihnen diesen Fehler Schuld geben kann.

„Ach," erwiederte sie; „ich kann es mir wohl erklären. Gewiß habe ich den Fehler nicht; ich stand aber nicht an der rechten Stelle. Die Pracht, der Glanz der großen Welt imponirte mir, und noch mehr das freie, ungezwungene Wesen der Vornehmen, und ihre so leichte Unterhaltung, die freilich keinen großen Werth hat. Ich war blöde, und blieb es. Mein Vater, der sich wohl nicht imponiren, aber doch blenden ließ, wünschte, daß ich mich in das Wesen schicken möchte. Nun that ich, was ich konnte, und versteckte meine Blödigkeit, deren ich nicht Herr war, hinter kaltem Ernst. Ich sprach, weil mein

Vater es wollte; doch alles, was ich sagte, war erzwungen. So schien ich hochmüthig, ohne etwas anderes zu seyn, als furchtsam. Jetzt, da ich Niemanden sehe als Sie, und einige Familien, denen mein Vater aufgeholfen hat: jetzt bin ich glücklich. Hier" (sie breitete, wie begeistert, ihre Arme gegen das blühende Gebüsch aus, das von Johanniswürmchen glänzte), „unter den schwebenden Brillanten der Natur, hier unter diesem Plafond, den die Abendsonne mit Purpur bemahlt, hier unter den Düften, welche die Natur aus den Nachtviolen verstreuet, und hier" (sie warf sich mit Thränen in meine Arme) „an dem Herzen, das mich liebt, bin ich glücklich. O, wenn auch mein Vater es wäre, so könnte ich mich freuen, daß ich nicht mehr so reich bin!"

Meine geliebte Anne, sagte ich, und drückte sie an mein Herz: — macht diese Freude dich nicht reicher, als du, ohne sie, mit allen Schätzen der Erde seyn würdest? —

Sie sagt nicht ein Wort darüber, daß ich am Hofe lebe, und ist ganz ruhig. Warum sollte sie es auch nicht seyn? Weiß sie doch, daß ich alle meine Hoffnungen, meine Aussichten, ohne Reue hingeben würde, wenn sie der Preis dafür wäre. Oft stehe ich mitten in dem rauschenden Lärmen spottend da, und freue mich, daß ich allem diesem Glanze mit Lachen auf immer Lebewohl sagen könnte. Ich lasse meinen Oheim thun, was er nur will. Sein Despotismus; sein Unmuth, daß er mich nicht überlisten kann; des Fürsten Unwille über Lindenhain: — alles ist gegen mich. Aber ich bin meiner gewiß, und so bleibe ich ruhig. Denn sag, Franz, was darf ein Mensch fürchten, der entschlossen ist, sein Leben an den Wunsch seines Herzens zu setzen? Mag Lindenhain alles verlieren; ich habe ein Gütchen, das uns Brot giebt, und an den Festtagen auch wohl eine Flasche Wein. Wie reich würden sich Millionen Menschen in meiner Lage glauben!

Und wie reich bin ich selbst durch die Liebe meiner Anne! O, wie glücklich werde ich seyn!

6.

Borum.

Franz, sieh den Nahmen des Ortes an, von wo ich dir schreibe, und du wirst -- Doch nein! du kannst nicht wissen, wie glücklich ich bin; kannst dir nicht vorstellen, welche liebliche Musik es mir war, als ich ein Mädchen die Kette im Brunnen aufwinden hörte. Ich mußte an das Fenster treten, mußte einen gerührten Blick auf den Brunnen werfen, und anbetend an Den denken, der in das Herz die unauslöschliche Liebe zum Vaterlande drückte. — Mein Oheim hat mich nach Borum geführt, und ich verdanke ihm wieder einige der schönsten Stunden in meinem Leben.

Wir waren seit sechs Monaten in der Residenz ganz ruhig. Mein Oheim beobach-

tete mich; ich ließ es mich aber nicht kümmern, und hatte für nichts Augen, als für das schöne Herz meiner Anne. Da ich auf alles gefaßt war, so konnte mir auch alles gleichgültig seyn. Der Fürst zeichnete mich immer mehr aus; und ich gestehe dir gern, daß es mir wohlthat. Er legte mir einmal die Hand auf die Schulter, und sagte: „Holm, ich werde Sie, glaube ich, bald lieb haben. Es wäre mein Wunsch, Sie irgendwo anzustellen, wo Sie dem Lande nützlich seyn könnten; aber ich möchte Sie auch nicht gern aus meiner Nähe verlieren. Denken Sie darüber nach, und sagen Sie mir dann gelegentlich Ihre Wünsche." — Lächle du über den Thoren, so viel du willst! Dennoch gestehe ich dir, daß mein Herz vor Vergnügen ungestüm klopfte. Ich nahm mir sogar schon vor, dem Fürsten bei der nächsten Veranlassung zu sagen, daß ich Annen liebte, und so weiter; denn in diesem Augenblicke hätte ich darauf geschworen, er werde sich für alles, was mich betreffe,

interessiren. Ich erzählte Annen die Scene; und nun verschwand mein Triumph schon zur Hälfte. Sie seufzte: „ach, kann ein Fürst je zu Ihnen sagen, ich liebe Sie?" Ich erröthete, warf mich in ihre Arme, und stand am Abend wieder mit meiner alten Empfindung in dem fürstlichen Saale.

Der Oberhofmeister flisterte mir frohlockend zu: mein Glück sey so gut wie gemacht, da der Fürst mich mit seiner Gnade beehre und so großes Vertrauen in meinen Oheim setze. Das ließ mich ganz kalt. Aber nun gab mir der Fürst einen nicht ganz unwichtigen Auftrag. Als ich ihn erfüllt hatte, wurde ich in sein Cabinet gerufen, und mein Bericht lag vor ihm. Er sagte lächelnd: „Holm, es ist gut, daß nur ich diese Papiere sehe, daß es nur meine Sache ist. Meine Räthe würden es Ihnen kaum verzeihen, daß Sie nicht Ihren Kopf allein, daß Sie auch Ihr Herz haben reden lassen. Wenn etwas mich

angeht, so können Sie es ganz dreist immer so machen. Ich liebe ein warmes Herz nicht weniger, als einen guten Kopf; jenes ist oft mit einem Sprunge da, wohin dieser oft kaum auf hundert Umwegen kommt. Gestehen Sie mir aber nur, Ihr Benehmen gegen den Oberamtmann war ein wenig unvorsichtig, und es kam Ihnen eben so viel darauf an, ihn zu schonen, als meinen Auftrag gut zu erfüllen; denn mißlingen konnte es auf diese Weise allerdings. Doch ich ehre in meinen Dienern mehr den Menschen, als ich das Werkzeug meines Willens in ihnen liebe. Fahren Sie so fort. Bei mir hat Ihnen Ihr Benehmen keinen übeln Dienst geleistet. Wir dürfen nicht immer Menschen seyn, lieber Holm, merken Sie Sich das! Aber wehe dem, der es da, wo er es seyn darf, nicht mit Freuden ist! Ihr Oheim würde Ihr Verhalten nicht billigen, und das Lob, das ich Ihnen gebe, eben so wenig. Wir wollen also Beide

davon schweigen." — So sprach er mit himmlischer Güte, und ich würde ihm jetzt mein Leben aufgeopfert haben, wenn er es verlangt hätte.

Er gab mir einen neuen wichtigern Auftrag. „Das Geschäft," sagte er, „bedarf eines gewandten Kopfes, aber auch eines warmen Herzens. Sie werden auf meinen Vortheil sehen, doch die Unterthanen darüber nicht versäumen. Wie gesagt, es wird mir lieb seyn, wenn Sie so fortfahren."

Ich erfüllte den Auftrag, der eigene Schwierigkeiten hatte, mit vielem Glücke, mehr durch offnes Benehmen, als durch Kunst. Der Fürst war sehr mit mir zufrieden, und äußerte das auf eine ganz unzweideutige Weise. Sogar mein Oheim wünschte mir darüber Glück, und zwar mit einer so frohen Bestürzung, daß ich augenscheinlich sah, er hatte mir wenigstens dies Mal keine Falle gestellt. Seitdem begleite ich den Fürsten öfters auf die Jagd. Er behandelt mich mit einem sehr ehren-

den Vertrauen, spricht sogar mit mir über die Härte in dem Charakter meines Oheims, und sagt, daß er ihn achtet, aber ihn nicht lieben kann. Neulich nahm er mich mit nach einem Lustschlosse, und zwar beinahe mich allein vom ganzen Hofe. Ich mußte unter seinen Augen, mit ihm, arbeiten. Nun wagte ich es einmal, das Gespräch von weitem auf Lindenhain zu bringen, und ihn mit einigen Worten zu vertheidigen. Der Fürst sah mich scharf an, und sagte kalt: davon höre ich nicht gern etwas. Die Sache ist im Gange. Es wird sich finden.

Er ging und ließ mich betroffen stehen. Ich schüttelte den Kopf, und wagte es nicht wieder, etwas zu sagen. Nun begreife ich, guter Freund, warum der gehaßte Unschuldige an einem Hofe so selten einen Fürsprecher hat. — Der Fürst betrug sich nachher wieder so gütig gegen mich, als zuvor, ja noch gütiger, und ich wurde — lache nicht! — sein beneideter Günstling.

„Hören

„Hören Sie, Holm," sagte er einmal, als ich mit ihm im Schloßgarten auf und nieder ging, mit seiner unwiderstehlichen Freundlichkeit: „mich dünkt, ich habe ein Wort von einer Partie zwischen Ihnen und der schönen, reichen Gräfin Rode gehört."

Wohl kaum, Ew. Durchlaucht, erwiederte ich. Mein Oheim kam einmal auf die Idee; er hat sie aber, glaube ich, schon lange wieder aufgegeben, da er weiß, daß meine Neigung fixirt ist.

„Er hat sie gar nicht aufgegeben. Vielmehr weiß ich, daß der Graf Rode darauf entrirt, und daß auch die junge Gräfin nicht abgeneigt ist. Frei heraus, Holm! ich liebe den Grafen Rode, und sehe es gern, wenn meine Freunde in Verbindung sind. Deshalb interessire ich mich ein wenig für diese Heirath, und würde gern dazu beitragen, daß sie zu Stande käme." Wir waren jetzt gerade am Ende der Allee bei den Uebrigen, und er ging zu ihnen, ohne

meine Antwort zu erwarten. Er sprach nun mit meinem Oheim, und offenbar von mir, da man mich öfters ansah.

Ich fühlte sehr wohl, lieber Franz, daß ich der Gunst des Fürsten würde entsagen müssen, und es that mir leid; doch über meinen Entschluß war ich nicht einen Augenblick zweifelhaft, so sehr auch meine neue Lage schon anfing mir zu gefallen.

Ich erzählte Annen, was sie auch durch das Gerücht erfahren konnte: den Antrag des Fürsten. Sie umarmte mich schweigend, und sagte dann: „der Fürst nimmt meinem Vater sein Vermögen! ... Holm! der Hof fängt an Ihnen zu gefallen, die Gunst des Fürsten ist Ihnen werth geworden. Wehe mir, wenn Ihnen sein höchstes Vertrauen, seine Freundschaft, jemals mehr seyn könnte, als dieser Händedruck!"

Meine Versicherungen beruhigten sie ein wenig, doch nicht ganz. Als ich nach Hause ging, überlegte ich, daß alle meine Triumphe doch nicht Eine unruhige Minute

werth sind, die Anne um meinetwillen hat. Ich sagte zu meinem Oheim, der jetzt auf einem sehr artigen Fuße mit mir umgeht: der Fürst interessirt sich für eine Verbindung zwischen mir und der Gräfin Rode. Er hat heute mit mir darüber gesprochen.

Mein Oheim fragte lächelnd: „und du?“

Ich hatte nicht mehr Zeit zum Antworten; wir waren am Ende der Allee.

„Der Fürst hat dein Schweigen als ein Ja genommen, und spricht noch heute mit dem Grafen Rode.“

Das würde ich bedauern, lieber Oheim; denn der Fürst hat keine Ursache, es so zu nehmen.

„Er hat es so genommen, sage ich dir. Das weiß ich von ihm selbst; und auch, daß er dem Grafen Rode die Nachricht mittheilen wird. Ob dein Stillschweigen dies oder etwas Andres meinen sollte, ist jetzt in der That sehr gleichgültig. Der Fürst wird von dir doch wohl das Opfer

verlangen, es so gemeint zu haben, wie er es ausgelegt hat. Oder glaubst du das nicht?"

Das kann seyn; aber niemals, lieber Oheim, werde ich ihm das Opfer bringen. Sie scheinen zu wünschen, daß ich am Hofe leben, und den Beifall des Fürsten haben soll. Meine Neigung ist der Hof nicht. Ich bin nur Ihrem Befehle gehorsam, und werde Ihnen immer gehorchen, bis auf Einen Punkt. Es ist vielleicht gut, wenn ich Ihnen noch einmal bestimmt sage, daß ich Lindenhains Tochter heirathe.

Lächelnd erwiederte er: „nun gut! Es ist jetzt, denke ich, des Fürsten Sache; ich werde mich nicht hineinmischen. Der Fürst haßt Lindenhainen unversöhnlich: das mußt du bemerkt haben, wenn du in seiner Gegenwart je dessen Nahmen genannt hast; und der Befehl deines Fürsten . . ." —

Wird mich nie zu etwas vermögen, das meine Ehre nicht erlaubt. Sie mußten das wissen, um entweder jeden weitern Schritt

des Fürsten zu verhüten, oder sich nicht zu wundern, wenn ich das bestimmteste Nein sage.

Mein Oheim sah mich bedenklich an. „Also wäre es mit deiner so ruhmvoll angefangenen Laufbahn auf einmal wieder zu Ende?" sagte er endlich kalt. „Mich wird nur das Hohngelächter deiner Neider ärgern, wenn sie das Gebäude unserer Familiengröße plötzlich wieder einstürzen sehen. Ich und der Graf Rode an der Spitze der Geschäfte; du der Liebling, der vertraute Freund des Fürsten: welch eine große, schöne Aussicht für uns und für das Land! . . . Junger Mensch, der Fürst liebt dich mehr, als du selbst weißt, als du in dem ehrgeitzigsten Traume hoffen dürftest. Möchtest du meinethalben fallen, wenn du es so willst. Aber ist es dir gleichgültig, daß du deinen Oheim, deine ganze Familie, deine Schwester, deren lange genährte Hoffnungen die Gunst des Fürsten zu völliger Gewißheit macht, daß du uns

Alle mit in deinen Fall verwickelst? Und welch ein Fall! — Tausende haben die Gunst ihres Fürsten verloren, und blieben noch immer groß, noch immer beneidenswerth. Du aber? Anstatt mit der Gräfin Rode, trittst du mit der Tochter eines verachteten, beschimpften Bettlers an den Altar; anstatt in dem herrlichen und beneideten Glanze des Hofes zu leben, schleichst du mit einem Bürgermädchen in eine Bauerhütte! O, ich sehe schon, wie elende Menschen, die nicht halb so viel werth sind, als du, die Achseln über dich zucken, und recht gütig gegen dich zu seyn glauben, wenn sie sagen: nun ja! es war ein ganz guter Mensch, aber freilich etwas einfältig. Er hatte schale Romane gelesen, und bildete sich nun ein, er müsse, um sich interessant zu machen, auch einen spielen."

Bei dieser Rede war er nicht hitzig, sondern beinahe wehmüthig geworden. Ich wollte ihn beruhigen, und sagte: warum sehen Sie die Sache in einem so schwarzen Lich-

te? Muß es denn gerade so seyn, wie Sie es da schildern? Wenn ich des Fürsten Liebe habe: wird sie mir zu gar nichts helfen?

„Recht, mon neveu!" sagte er nun sehr freundlich. „Laß uns nichts übereilen. Wir werden ja sehen!"

Am folgenden Tage bat er mich, eine Reise mit ihm zu machen. Wir fuhren nach Holmheim, wo er das in der That sehr schöne Schloß zu unserm Empfange besonders hatte einrichten und prächtig möbliren lassen. Er wies mir den einen Flügel zur Wohnung an, und gab, als ihm ein Paar schwer beladene Wagen aus der Residenz nachgefolgt waren, dem umwohnenden Adel einige sehr glänzende Feten, bei denen ich — seltsam genug! — die Hauptperson machte. Franz, in der Residenz hatte ich noch nicht so recht gewußt, was es heißt, der Günstling eines Fürsten zu seyn. Hier erst lernte ich es, und, die Wahrheit zu gestehen, mit recht angenehmen Empfindungen. Mein Oheim gab mir

den süßen Zaubersaft aus dem schönsten Gefäße zu schlürfen. Jetzt verstand ich, was meine Schwester meinte, als sie mir bei dem Abschiede sagte: nimm dich in Acht! man will dich bestricken! Ich verstand es; und dennoch ging ich in das Netz meines Oheims. Mit wirklichem Wohlgefallen hörte ich ihm zu, als er mir rieth, mich in der Gunst des Fürsten immer mehr zu befestigen, sie aber nur bei den wichtigsten Fällen zu benutzen und in kleineren Angelegenheiten lieber meinen immer stärker wachsenden Einfluß auf die Minister anzuwenden. Ich Thor! da horchte ich lächelnd auf die Pfeife des Vogelfängers! Doch, so wie er nur den Nahmen „Gräfin Rode" nannte, war auf einmal alles vorbei, und er hatte die Mühe, wieder von vorn anfangen zu müssen.

Endlich fuhren wir, ohne daß ich es wußte, nach Borum, dem kleinen Gütchen meines edlen Vaters, wo ich geboren bin, und die ersten — ach! die einzig glück-

lichen — Jahre meiner Jugend verlebt hä-
be. Mein Oheim wollte mir, nach seiner
Pracht und seinem Glanze, nun auch die Ar-
muth, die dunkle Stille zeigen; darum fuhr
er mit mir hieher. O, er hätte, um mir
die Armuth zu verleiden, nicht Borum
wählen müssen. — „Hier wären wir denn!"
sagte er, als wir am Hofthore hielten, das
von Brettern zusammen geschlagen ist. Ich
erkannte es an dem Querbalken, mit
dem es verschlossen wird, und auf dem
mich, als Kind, ein alter Bedienter, wenn
ich recht fleißig gewesen war, zuweilen rei-
ten ließ. Als ich auf den Hof trat, flogen
meine Augen mit den frohesten Blicken
rings umher; meine ganze Kindheit stand
wieder vor mir, und ich sah meinen edlen
Vater unter den beiden Kastanienbäumen
vor dem Hause sitzen, unter deren Schat-
ten ich so glücklich gewesen bin. Der alte
Verwalter, der im Dienst unsrer Familie
grau geworden ist, kam mir mit vertrau-
licher Freude entgegen. „Junker Joseph!"

sagte er, und drückte mir die Hände. Er wiederholte wohl zehnmal: „ach, lieber Junker Joseph!" und seine Augen benetzten sich. So wurde ich empfangen! Und vor dem nassen Auge des Alten, und bei seinen herzlichen Händedrücken verwandelte sich nun das Häuschen in den Pallast einer Fee. Ich vergaß den Hof, den Fürsten, meinen Oheim, Alles in der Welt, und warf mich an den Hals des guten Mannes. Gott Lob, Vater, sagte ich, daß ich dich noch wiedersehe! — „Ja, Gott Lob!" wiederholte der Alte, der jetzt endlich Worte fand. „Was macht denn die liebe Mama, und was Fräulein Mieke?" (So nannte man meine Schwester.) „Ich muß Ihnen doch meinen Xaver zeigen, wie groß der geworden ist!" — Da kam sein Sohn, mein Spielgefährte in der Kindheit, und schüttelte mir die Hand. In dem Augenblicke sagte mein Oheim, dem der Auftritt wohl ein wenig zu warm seyn mochte: „nun, lieber Kammerherr, wir wollen hin-

ein gehen. . . . Freuet Euch Alter; aus dem Junker Joseph ist der Herr Kammerherr von Holm geworden."

Kammerherr oder Junker, Ihr Gnaden, das gilt vor Gott und einem alten treuen Diener dasselbe, wenn er nur noch das treue Herz hat. Und das hat er, der barmherzige Gott sey gelobt! Nicht wahr, Junker Joseph?" Endlich verließ mich der Alte mit seinem Sohne, und es freuete mich, daß ich allein war; denn auch mein Oheim entfernte sich.

Ich ging nun umher auf dem Schauplatze meiner Jugend, mit den alten Träumereien, den alten Schmerzen und Freuden. Hier hatte ich meinen Vater sterben sehen; hier geknieet, seinen Segen zu empfangen. — An die Tage der Kindheit knüpfte meine Phantasie jene Klosterinsel, jene Fahrten auf dem Rhein, und dann meine selige Liebe zu Annen. Nun war ich immer glücklich gewesen. Hier werde ich mit Annen sitzen, dachte ich, wie mein Vater und meine Mutter hier saßen,

unter diesem heiligen Schatten der Kastanienbäume. Hier in dem Wohnzimmer meiner Eltern will auch ich wohnen, in dieser Kammer schlafen, und ein Weinstock soll wieder das Fenster beschatten.

Endlich ging ich zu meinem Oheim hinauf, der mit Briefschreiben beschäftigt war. „Nun? du hast dich ja recht genau besehen!" sagte er lächelnd. „Eine wahre Baracke, die in zehn Jahren zusammen fällt! Ich begreife nicht, wie dein Vater es hier ausgehalten hat."

Ich mochte ihm nicht antworten. Er hatte mich hieher geführt, daß ich den Abstand zwischen diesem Häuschen und seinen Pallästen fühlen sollte. O, wie sehr verrechnete er sich! Seine Palläste, seine Marmorsäle voll Seide, Gold und Kristall, sind dennoch leer; hier aber, aus diesen kleinen Zimmerchen, wehet mir der Geist einer schönen Liebe entgegen. Dort kitzelt süßer Duft von theuern Wohlgerüchen die Sinne; hier aber füllt der Hauch, der le-

bendige Athem der Natur das Herz mit süßem Vergnügen. Dort begegnen mir starre, kalte Pracht, und boshafter, hämischer Neid; hier taumelt mir in lieblichen Gestalten meine frohe, unschuldige Kindheit entgegen, und schlingt um mein Herz die unzerreißlichsten Bande.

Mein Oheim mochte glauben, ich fühlte das alles, was ich hatte fühlen sollen. Nun suchte er den Eindruck zu verstärken. Er zog spöttische Parallelen zwischen Borum und der Residenz, zwischen dem alten Verwalter, der meine Hände mit herzlichem Zutrauen drückte, und dem Hofe, der mir, dem Günstlinge des Fürsten, beneidete Huldigungen darbringt. Doch eben dadurch machte er meine Liebe zu Borum noch inniger, und meine Kälte gegen das vornehme Leben noch größer.

Am folgenden Morgen bei dem Anbruche des Tages stand der Verwalter vor meinem Bette, und störte mich in den schönsten Träumen. Ich sah ihn ein wenig

finster, wohl gar verdrießlich, an. Nun sagte der Alte etwas ängstlich: ich dachte, wir wollten heute einmal wieder unter der Linde die Sonne aufgehen sehn. — Das wollen wir! sagte ich, und schüttelte ihm die Hand. Er führte mich über den Kirchhof nach der Linde, und natürlicher Weise wurde ich von dem Monumente meines Vaters angezogen. Ich betrachtete mit Rührung die einfach schönen Worte, welche meine Mutter hat hinein hauen lassen: „hier ruhet ein guter Mensch!" — Das steht, sagte der Verwalter, auf jedem Leichensteine; aber nicht das, Junker Joseph. Er führte mich an die Rückseite, und da sah ich eine andre Inschrift, welche die Gemeine nach der Abreise meiner Mutter, ohne unser Wissen, hat einhauen lassen; die Worte: „das bezeugen alle Einwohner von Borum." Der Verwalter erzählte mir, wie die Gemeine auf den Gedanken gekommen wäre; dann nahm er meine Hand, und setzte kräftig hinzu: Ihr Herr Onkel,

Junker Joseph, sagte gestern ein Paar Worte von Kammerherren, und die Bedienten haben mir noch mehr erzählt, worüber ich mich zwar freue, was mich aber auch bange gemacht hat. O, lieber Junker Joseph, Ihr seliger Papa hatte keinen Titel, und war auch nicht reich; aber eine solche Inschrift, die ein ganzes Dorf einem Manne sechs Jahre nach seinem Tode setzen läßt, ist, denke ich, in den Augen Gottes und guter Menschen, eben so viel werth, als ein Titel, so lang wie der Titel unsers Fürsten auf den Edikten: denn die heiligen Engel, die wohl manchmal hier zwischen den Leichensteinen schweben mögen, haben gewiß Respekt vor diesen sechs Worten.

Ich hörte das Uebrige nicht, was er noch sagte; (es war eine ziemlich lange Rede.) Und würdest du, rief eine Stimme in meinem Innern, eine solche Inschrift verdienen können, wenn du am Hofe fortlebtest? In eben dem Augenblick, als ich dies dachte, ging die Sonne auf, und warf

durch das Gebüsch neben dem Grabmahle nur Einen Strahl auf die Worte: „hier ruhet ein guter Mensch!“ Dieser Zufall erschütterte mich. Ich war stolzer, als je die höchste Gunst des Fürsten mich machen könnte, und reichte dem Verwalter die Hand, mit dem festen Entschlusse, hier zu leben, und eine Inschrift zu verdienen, wie mein Vater sie bekommen hat.

Heute reisen wir wieder zurück. Mein Oheim ist zufrieden mit mir; denn ich habe geschwiegen. Er weiß nicht, daß der unhöfliche Verwalter, die Inschrift auf dem bloßen Sandsteine, das Häuschen mit den Kastanien, die herzliche Zutraulichkeit der Bauern, (er nennt sie Rohheit) mir festere Ketten angelegt haben, als der Fürst, der Hof und alle Pracht es jemals können.

7.

* * *n.

Nun ist alles geschehen, lieber Franz. Ob ich besser daran bin, als vorher? Gewiß!

Ob

Ob glücklicher? Auch das! Ja, ich kann es mir nicht leugnen, obgleich wieder eine weite Kluft zwischen mir und meinen Wünschen liegt, obgleich mein schöner Traum dahin ist, und mir in der öden Welt nichts übrig bleibt, als die Seufzer einer unglücklichen Liebe.

Als ich mit meinem Oheim wieder hier in der Residenz war, reihete er Fest an Fest, und die Gräfin Rode war bei allen die Königin. Ich sah an den errathenden Blicken, die meine Mutter zuweilen auf mich warf, daß sie glaubte, ich wäre von ihm gefangen. Und sie mußte auf diesen Gedanken kommen; denn ich ging jetzt selten zu Lindenhain, um meinen Oheim nicht aufzubringen, ehe der Prozeß geendigt wäre. Anne war unruhig; ich schwieg aber selbst gegen sie, bis ihr Vater mir sagte, sie verzehre sich zwischen Furcht und Hoffnung. Meine Anne, fragte ich sie nun bei dem ersten Wiedersehen: was ist das höchste Glück der Liebe? (Sie sah mich ver-

wundert an.) Wodurch erhält diese heftige Leidenschaft Ruhe? — „Nur durch unerschütterlichen Glauben an gegenseitige Treue," antwortete sie.

Recht, meine Anne; nur dadurch. Gott gebe dir diese Ruhe! Ich, Anne, fühle sie, und verdiene, daß auch du sie fühlst.

„Weißt du, was mein Schicksal seyn müßte, wenn ich betrogen würde?"

Ich weiß es, Anne. Aber sey ruhig. Ich liebe dich, und nur dich allein; nichts außer dir. Seit einigen Wochen komme ich seltener zu dir, um dich desto früher immer zu sehen. Bald bin ich ganz dein. — Sie umarmte mich, und war nun ruhig. Mein Oheim sprach nicht mehr von seinem Plane, und suchte nur ein Verhältniß des Vertrauens zwischen mir und der Gräfin Rode zu bewirken. Ich war höflich, aber kalt. Am Hofe hielt man meine Verbindung für gewiß, und die ganze Stadt sprach schon davon. Selbst Lindenhain empfing mich jetzt mit einer mißtrauischen Kälte; nur

Anne war heiter und ruhig. Dieses feste Vertrauen in meine Redlichkeit machte mich stolz, sogar eitel; ich wurde nun noch geheimnißvoller mit meinem Plane, und ging noch seltner zu Annen. O, meine Eitelkeit machte mich unglücklich!

Mein Oheim glaubte, er habe vollkommen gesiegt, und es bedürfe nur noch eines Anstoßes, mich zu einer Erklärung zu bringen. Er wendet sich an den Fürsten. Dieser, der mich wirklich liebt, und den Menschen genug achtet, um auch meine Liebe zu achten, deren Gegenstand er noch nicht kennt, antwortet ihm: er wisse, daß ich meine Neigung schon fixirt habe. Mein Oheim versichert, sie sey schon vergangen, und es komme nur darauf an, mein Vorurtheil, daß ich mein Wort halten müsse, zu besiegen. Der Fürst erbietet sich nun, diese Verbindung zu vermitteln, wenn er gewiß seyn könne, daß er sich nicht aussetze.

Bei der ersten Gelegenheit spricht er mit mir darüber. Guter Franz, ich muß

dir gestehen, das eben hatte meine thörichte, unbesonnene Eitelkeit erwartet. Ich Thor! der ich den Hof so gut zu kennen glaubte, und ihn doch gar nicht kannte! Nein, es war etwas Andres. Meine Eitelkeit glaubte, ich müßte eine Ausnahme von der allgemeinen Regel machen. In dem stolzen Wahne, daß ich dem Fürsten unentbehrlich wäre, wollte ich alles: meinen Oheim nicht erbittern, die Gunst des Fürsten behalten, Lindenhains Prozeß zu Ende bringen, Annen heirathen, den Sommer mit ihr in Borum leben, und den Winter am Hofe der mächtige Günstling seyn.

„Holm," sagte der Fürst, als wir von einigen Gnadenbezeigungen sprachen, für die ich mich interessirte: „wann wirst du denn endlich einmal für dich etwas fodern? Kann ich dir denn gar nichts geben, als meine Freundschaft?" Er nahm den *** Orden aus seiner Chatulle, hängte ihn mir um, und versicherte mir dabei seine ewige Liebe. — Franz, ich war sehr gerührt, —

mehr der Worte wegen, die er mir sagte, als durch das Geschenk, das er mir machte. — „Und," fragte er so menschlich lächelnd, „auch ich darf doch wohl auf deine Liebe rechnen?"

Auf meine Liebe, auf meine tiefste Verehrung, auf meine ewige Dankbarkeit, auf mein Leben, sobald Sie es fodern.

„Lieber Holm, du rührst mich in der That! Welch ein Unmensch hat das Sprichwort erfunden: ein Fürst könne keinen Freund haben! Ich habe einen!" (Jetzt wollte ich mich ihm entdecken; er fuhr aber fort:) „Und nun, lieber Holm, — denn eine Belohnung fodert und giebt die Freundschaft immer — laß mich heute Abend dem Hofe ankündigen, daß die Gräfin Rode deine Braut ist. Ich habe" — (das sagte er lächelnd) „meinen Kopf darauf gesetzt, daß es so seyn soll."

O gnädigster Herr! fiel ich erschrocken ein —

„Ich weiß wohl," unterbrach er mich

schnell, „daß du eine Neigung gehabt hast; damit ist es aber, höre ich, vorüber. Nun bitt' ich dich als Freund, und befehle dir als Fürst, die Hand der Gräfin Rode anzunehmen."

Ich liebe noch immer mit der heißesten Leidenschaft, und beschwöre Ew. Durchlaucht, mich . . . —

Er legte mir scherzend die Hand auf den Mund. „Ich höre meine Freunde nicht gern mit solcher Heftigkeit von einer andern Liebe reden, als von der zu mir. Nun desto besser! du wirst also die Gräfin Rode weniger lieben, als mich."

Ich werde Sie, gnädigster Herr, unendlich lieben, (denn Sie werden mich unendlich glücklich machen), wenn Sie mir erlauben, meinem Herzen zu folgen.

„In Ernst, Holm," sagte er weniger freundlich; „ich höre nicht gern so angelegentlich von einer Leidenschaft reden, die einem Manne nur zur Erholung dienen muß. Uebrigens fürchte ich nicht, daß du

mir die erste Bitte abschlagen wirst, die ich an dich thue. Ich liebe und schätze den Grafen Roden. Er könnte meinen Dienst, oder wohl gar mein Land verlassen, wenn er nicht durch seine Tochter hier fest gehalten würde. Mit Einem Wort, ich habe meinen Kopf darauf gesetzt, ihn zu behalten und dich glücklich zu machen. Die Gräfin ist jung, schön, gebildet, und reich: was kannst du dir weiter wünschen! Laß mich, Holm; du wirst mir dafür danken: denn deine schwärmerische Liebe ist ja doch nur ein flüchtiger Rausch, eine Jugendspielerei."

Wenn sie das auch wäre, gnädigster Herr — meine Hand gehört nicht länger mir; ich habe mein Wort gegeben. Welchen Bürgen für meine Redlichkeit hätten denn Ew. Durchlaucht, wenn ich irgend einem Menschen mein Wort brechen könnte! ... O, eben diese Stunde, die Sie mir durch eine neue Versicherung Ihrer Gnade geheiligt haben, hatte ich dazu be-

stimmt, mich Ihnen zu Füßen zu werfen, und das Einzige, was mir zum vollkommensten Glücke noch fehlt, von Ihnen zu erflehen. Ich liebe, ich werde geliebt, und weiß, daß es einem edlen Herzen sein Glück, seine Ruhe kosten würde, . . .

„Noch einmal: ich liebe die Uebertreibungen nicht, besonders wenn von dieser Leidenschaft die Rede ist. Man wird ein Stündchen weinen, vielleicht auch das nicht einmal. — Wer ist denn die Schöne, der zu Ehren du so tapfer streitest?"

Die Tochter des unglücklichen Lindenhain.

Des Fürsten Miene wurde sehr ernst und kalt. „Das ist unmöglich! Du weißt doch, Holm . . . ? Wie soll ich diese Seltsamkeit nehmen!"

Ich weiß, daß Lindenhain so unglücklich gewesen ist, sich Ewr. Durchlaucht Ungnade zuzuziehen; allein . . .

„So unglücklich? Willst du deine Worte wohl ein wenig genauer wählen? Er

hat Verbrechen begangen, für die meine bloße Ungnade eine sehr geringe Strafe seyn würde! . . . Aber fühlst du denn wirklich nicht, wie — ich will das mildeste Wort brauchen — wie unbescheiden, wie ungeziemend es von dir ist, um meine Erlaubniß zu einer solchen Verbindung zu bitten? Hast du in Ernst daran gedacht, mir vor dem ganzen Hofe ein Ridikule zu geben? Es ist ein Glück, daß noch Niemand etwas von dieser seltsamen Neigung weiß. Ich will nie wieder ein Wort darüber hören. Merke dir das! . . . Also darf ich dem Hofe deine Verbindung mit der Gräfin annonciren?"

Fodern Sie mein Leben, gnädigster Herr; nur das nicht! Es ist unmöglich!

Er kehrte mir den Rücken zu, klingelte, und ließ sich Hut und Stock geben. Ich war so schwach, zu erblassen und zu zittern. „Wenn ich Sie brauche, will ich Sie rufen lassen," sagte er noch in der Thür, so kalt, so verächtlich als möglich.

Der Kammerdiener, der mir noch vor einer halben Stunde die allertiefste Verbeugung gemacht hatte, sah mich nun über die Achsel an. Ich war verabschiedet, und ging ergrimmt nach Hause.

So unwahrscheinlich dieser Fall auch seyn mochte, ich hatte ihn dennoch vorher berechnet; und da schien es mir so leicht, die Fesseln abzuwerfen, so leicht, wie jener Philosoph, zu sagen: wenn der Fürst mich entbehren kann; gut! ich kann ihn entbehren! Jetzt aber? — Ich stahl mich beschämt und verwirrt nach Hause. Der Hof war mir dennoch mehr, als ich geglaubt hatte. Doch, ich muß mir auch Gerechtigkeit widerfahren lassen. Gewiß, ich bereuete mein Benehmen nicht, und fühlte, daß ich im Stande wäre, dasselbe noch tausendmal zu thun und zu sagen. — Als ich zu Hause kam, war ich ungewiß, ob ich mit meinem Oheim sprechen sollte, oder nicht.

Mein Oheim kam mir gerade entgegen,

und sogleich fiel ihm der Orden auf meiner Brust in die Augen. Er umarmte mich zärtlich; denn nun war ja, meinte er, alles richtig. Jetzt wurden wir aber durch einen Besuch unterbrochen, und sahen einander den ganzen Tag nicht wieder. Am folgenden Morgen fuhr er in die Conferenz, ohne mich gesehen zu haben; und aus der kam er glühend vor Zorn zu Hause. Er warf mir wüthend vor, daß ich ein Bürgermädchen heirathen wollte, und daß ich ihn durch mein Stillschweigen bei dem Fürsten kompromittirt hätte. Nach und nach wurde er ruhiger, und sagte mir ziemlich sanft: es gebe kein andres Mittel, die fast gänzlich verdorbene Sache wieder herzustellen, als daß ich die Hand der Gräfin Rode annähme. Es blieb mir in diesen Umständen nichts Andres übrig, als völlig zu brechen. Ich erklärte ihm geradezu: daß keine Verführung, keine List, keine Lockung, keine Gewalt in der Welt mich bewegen könnte, meine Anne zu verlassen. Er stellte mir

freundlich alles vor, was die Phantasie eines jungen Menschen verführen kann; ich sagte ihm aber ruhig: meinen Sie denn, daß ich des Fürsten Freundschaft gern entbehre? Meine Lage fesselte mich stärker, als ich selbst es glaubte, und vielleicht wäre ich nach einem Jahre nicht mehr stark genug gewesen, der Ehrsucht zu widerstehen. Jetzt kann ich es noch, dem Himmel sey Dank! und ich will es; bei Gott! ich will es.

Er sah mir starr in die Augen, drückte mir dann die Hand, und ging aus dem Zimmer. Am Abend spät ließ er mich rufen, und gab mir ein Papier: den Befehl, daß Lindenhain verhaftet werden sollte. „Ich will nicht mit dir streiten, ob es so recht ist," hob er ruhig an. „Lindenhain hat wenigstens den Buchstaben der Gesetze gegen sich, und er ist — das kannst du mir glauben — verloren, wenn du ihn nicht rettest. Lies! (Mit diesen Worten gab er mir einen Stoß Akten.)

Ich las. Lindenhain war schlecht vertheidigt worden, und der treuherzige Mann hatte jeden kleinen Fehler allzu ehrlich eingestanden. Ich sah an meines Oheims Kälte sehr wohl, daß sein Entschluß gefaßt war, und mußte ihm nun kalte Entschlossenheit entgegen setzen. Und wie glauben Sie denn, fragte ich, daß ich ihn retten kann?

„Wenn du die Hand der Gräfin Rode annimmst. Diesen Preis hat der Fürst auf Lindenhains Freiheit gesetzt."

Dann, sagte ich so kalt als möglich, ist er ohne Zweifel verloren.

„Junger Mensch," hob er warnend wieder an; „er kann zu zwanzigjährigem Festungsarrest verurtheilt werden! . . . Joseph," fuhr er mit einer Art von Zärtlichkeit fort; „wir kämpfen gegen einander. Laß uns dabei offen zu Werke gehen. Du willst in den Armen des Mädchens glücklich werden, und ich will dich in eine ehrenvolle Laufbahn bringen. Der Zufall giebt mir

den Sieg. Lindenhains Schicksal ist entschieden: ohne mein Zuthun, das glaube mir. Ich habe alles so mild zu machen gesucht, als es der Unwille des Fürsten, und die Aengstlichkeit meiner Kollegen erlaubten. So steht es; und du wirst, hoffe ich, aus den Akten gesehen haben, daß ich nicht schuldig bin. Ich weiß, wie du am Ende handeln mußt; daher wünschte ich, daß du nicht mit deinem Schicksale grolltest, daß du gern zu thun schienest, was du zu thun nun doch einmal nicht umhin kannst."

Ich will es überlegen, mein Oheim, erwiederte ich.

Er sah nach der Uhr. „Gegen Elf muß dein Entschluß gefaßt seyn."

Ich verbeugte mich bejahend, und ging nun sogleich zu Lindenhain, mit dem Entschlusse, ihm und Annen Alles zu sagen, und Beiden noch einmal feierlich zu erklären, daß ich die Gräfin Rode nie heirathen würde. Anne kam mir mit sorgenvoller

Miene entgegen, und fiel mir, noch ehe sie wußte, was ich wollte, mit sanfter Wehmuth in die Arme. Ich faßte mich, so gut ich konnte, und sagte: Anne, unsre Gesinnungen stehen in unsrer Gewalt, nicht unsre Schicksale. Menschen können unser Glück, unsre Hoffnungen zerstören; aber unsern Willen dürfen sie nicht beugen. Ich bringe traurige Nachrichten; doch, lieber Vater, ich sage Ihnen auch mit sichrer Ruhe, daß nichts in der Welt mich je von dem Herzen meiner Anne reißen soll.

Anne schwankte ohnmächtig in meine Arme, und rief noch mit der letzten Kraft: Holm, rette meinen Vater! Indem ich mich über sie hin beugte, fiel der Orden auf ihre Brust. „Junger Mensch," sagte Lindenhain ernst, mit einem schneidenden Tone; und nahm das Ordenszeichen in die Hand: „dies kalte Metall drückt, glaube ich, das Herz des armen Mädchens. Das also ist der Preis, um den Sie meine Tochter verrathen!" — Er legte die Ohnmächtige

schweigend auf den Sofa, und blickte dann mit Verachtung auf mich hin. Es war leicht voraus zu sehen, welche Scene erfolgen müßte, wenn Anne wieder zu sich käme, und ihr Vater seinen Verdacht gegen mich noch hätte. Ich riß den Orden von dem Bande ab, warf ihn in einen Winkel, legte meine Hand auf die kalte Brust des geliebten Mädchens, und sagte: möge mich der Fluch des Himmels treffen, wenn ich meine geliebte Anne jemals verlasse, meine Hand jemals einer Andren gebe!

„Darf ich Ihnen trauen?" fragte er.

Fodern Sie, welchen Beweis Sie wollen.

„Nun wohl! so überlassen Sie mich meinem Schicksal, und geben Annen Ihre Hand. Ich bin ein Greis, und kann die wenigen Tage, die ich noch zu leben habe, sehr wohl einem geliebten Kinde opfern. Wir sprechen nicht ein Wort mehr davon."

Jetzt schlug Anne die Augen auf, und

ihre

ihre ersten Worte waren: retten Sie meinen Vater! Ich schwieg in dumpfer Verzweiflung, und meine ganze Entschlossenheit war dahin; denn erst jetzt fühlte ich das Schreckliche meiner Lage, in welcher mir keine andere Wahl blieb, als mein oder ein fremdes Elend. „Sie wollen also?" rief der Vater mir zu; „Sie wollen?" — Nein, antwortete ich: nichts will ich, gar nichts! Der Himmel vollende unser Schicksal! Ich will das Urtheil nicht sprechen.

Anne sah mich, und dann auch ihren Vater, ängstlich an. O, was ist es? was haben Sie beschlossen? — „Das Beste für uns Alle," sagte Lindenhain. „Du gehst mit deinem künftigen Manne aus dem Lande, nach Borum. Wir nehmen jetzt Abschied von einander. Ich komme nach, sobald mein Prozeß geendigt ist. . . . Sie zögern?" fragte er.

Nein, ich bin bereit! erwiederte ich. Aber, lieber Vater, wenn Sie hier auf Menschlichkeit rechnen, so irren Sie Sich.

— In diesem Augenblick glaubte ich einen sehr glücklichen Gedanken zu haben. Gehen Sie mit uns, lieber Vater! rief ich. Ersparen Sie durch Ihre Flucht den grausamen Menschen ein Verbrechen.

Er lächelte. „Haben Sie draußen nicht Leute gesehen? Man hält mich schon jetzt in Gefangenschaft. — Nun war meine Entschlossenheit aufs neue wieder hin. Lindenhain trieb uns; doch Anne ließ sich nicht bewegen.

„Welchen Preis," fragte er endlich kalt, „hat man auf meine Freiheit gesetzt? Antworten Sie ruhig, lieber Holm. Höre zu, Anne! Bin ich zu retten, so will ich gerettet seyn; bin ich es nicht, so fodere ich von euch, daß Ihr handelt, wie Ihr sollt. Also welchen Preis?"

Ich soll die Gräfin Rode heirathen, sagte ich, als er seine Frage wiederholte.

„Anne, hörst du? . . . Wollen Sie das? Werden Sie je auf irgend eine Bedingung die Gräfin heirathen?

Ja, mein Vater! rief Anne; ich gebe ihm meine Ansprüche zurück. Er wird, er muß, wenn er mich liebt.

„Holm, antworten Sie. Werden Sie die Gräfin Rode heirathen?"

Nimmermehr, mein Vater! nimmermehr! Mein Leben für Ihre Rettung; aber nicht meine Anne.

„Anne, wenn Holm die Gräfin heirathete: — würdest du es überleben?"

Ach, das glaube ich nicht, mein Vater; aber es wird mich auch tödten, wenn man Sie mißhandelt.

„Du siehst also," sagte er kalt, „ich bin nicht zu retten. Und darum, mein Sohn Holm, übergebe ich Ihnen meine Tochter, und verlange, daß Sie unverzüglich mit ihr abreisen sollen . . . Liebe Anne, was ist es denn mehr, als eine leere Drohung? Man kann ja nicht leugnen, daß ich unschuldig bin, und wird dem Himmel danken, wenn ich endlich einmal gehe." Er machte Annen Muth, und war so heiter,

daß auch ich wieder Muth bekam. Ich umfaßte meine Geliebte, und redete ihr zu. Sie wollte schon von ihrem Vater Abschied nehmen, als auf einmal ein Officier hereintrat, und zu mir sagte: ich habe im Nahmen des Fürsten mit Ihnen zu reden, Herr Kammerherr.

Mein Schwiegervater und meine Braut, erwiederte ich, dürfen alles wissen, was mich betrifft. Was haben Sie mir zu sagen?

Se. Durchlaucht verlangen Ihr Ehrenwort, daß Sie ohne Dero Erlaubniß die Residenz nicht verlassen wollen.

Nein, mein Herr! Sagen Sie dem Fürsten, es sey mir unmöglich, seinen Wunsch zu erfüllen.

Auf diesen Fall habe ich Befehl, Sie zu Ihrem Oheim zu begleiten. —

Jetzt hatte ich meine ganze Entschlossenheit wieder. Ich bat den Officier, er möchte meinen Oheim ersuchen, zu mir in Lindenhains Haus zu kommen, und dabei er-

klärte ich ihm, daß nur Gewalt mich von hier wegbringen würde. Uebrigens gab ich ihm mein Ehrenwort, nicht eher aus dem Zimmer zu gehen, als bis er zurückgekehrt wäre.

Mein Oheim kam mit sehr finstrer Stirn. Wir stehen jetzt auf einem völlig entscheidenden Punkte, hob ich an. Man hat mir meine Freiheit genommen. Ich will erwarten, unter welchem Vorwande, und auf wie lange. Man muß Gewalt gebrauchen, Aufsehen erregende Gewalt, wenn ich dies Haus verlassen soll. Ich bin entschlossen, mit meiner Braut nach Borum zu reisen, noch in dieser Nacht, noch diesen Augenblick, wenn man mich nicht gewaltsam daran hindert. Mit Recht kann es mir Niemand wehren. Komm Anne! komm, meine Geliebte! Wir reisen!

Mein Oheim hatte die Fassung verloren; endlich sagte er: „du trotzest, Neffe. Ich begreife aber nicht, wie du vergessen kannst, daß dein Trotz dem Vater deiner

Geliebten höchst nachtheilig seyn muß. . . .
Oder, Herr Lindenhain, sollten Sie nach dem letzten Verhöre wirklich noch auf Rettung hoffen? Dann irren Sie Sich. — Weiß Ihre Tochter, welches Schicksal Sie erwartet?"

Anne erblaßte, und ich stand erwartungsvoll da.

Ich kenne mein Schicksal, sagte Lindenhain. Aber Ihr grausamen Menschen habt euch verrechnet. Die Quellen meines Lebens sind vergiftet, und eure Freude kann nicht länger als einige Tage dauern. Meine Kinder werden glücklich seyn, und nur über den Tod ihres Vaters weinen, nicht über sein Unglück. Geht, meine Kinder; mein Segen folgt euch. Ich bin glücklich, wenn Ihr es seyd. Er umfaßte uns, mit Thränen in den Augen. Dann wendete er sich zu meinem Oheim: Herr Präsident, man glaubt, mich unglücklich gemacht zu haben; und dennoch bin ich zu beneiden.

„Gewiß, Herr Lindenhain," sagte mein

Oheim, in einer ihm ungewöhnlichen Bewegung; „ich will Ihr Unglück nicht. Es freuete mich, daß ich einen Weg sah, Sie zu retten. Glauben Sie mir, es ist der einzige, auf dem Sie Sich retten können. Ich möchte Ihre Tochter nicht gern erschrecken; zwingen Sie mich nicht, zu reden!"

Lindenhain trat ernst auf meinen Oheim zu. Ob Sie mein Unglück wollen, oder meine Rettung, das weiß ich nicht. Man hat mir aber keine Wahl übrig gelassen, als zwischen meinem Tode und dem langen Elende meiner Tochter. Ich habe gewählt, wie ein Mann, der seine Pflichten kennt, wie ein Vater, der für das Glück seiner Tochter tausend Leben hingäbe, wie ein Greis, der nur noch wenige Tage aufzuopfern hat. Wenn Ihr Neffe die Gräfin Rode heirathete, so wäre es dasselbe, als ob er meiner Tochter einen Dolch in das Herz stieße . . . Was ich zu thun im Stande bin, um meine Tochter zu retten, davon

hat ein Mann, wie Sie, Herr Präsident, keinen Begriff. Ich weiß wohl, daß Sie ihr mit ein Paar Worten die heiligsten Schwüre ablocken könnten, nie die Gattin Ihres Neffen zu werden; ich weiß, daß Ihr Neffe selbst, wenn Sie sprächen, — zwar Ihnen fluchen, aber dennoch Ihren Wunsch erfüllen würde. Aber Sie wissen nicht, wie ohnmächtig ihr Haß, und wie allmächtig die Liebe eines Vaters ist. Sie lächeln? . . . Seitdem Sie mir meine Rettung antrugen, wenn ich das Glück meines Kindes aufopfern wollte, habe ich diese Stunde vorausgesehen. Ihr Neffe erfuhr nicht, in welcher Gefahr ich schwebte. Aber ich sah, was man zur Absicht hatte. Mir blieb kein andres Mittel übrig, als das letzte, das fürchterlichste, der . . . — Er brach auf einmal ab.

Wir Alle, selbst mein Oheim, waren bei dem feierlichen Tone des Greises wie erstarrt. Anne — und das sah ich gern — lag schluchzend auf meiner Schulter, und

schien die Worte ihres Vaters kaum zu hören. Dieser faßte nun meines Oheims Hand, zeigte ihm heimlich etwas, und flisterte ihm dabei ein Paar Worte zu. Und nun, Herr Präsident, fuhr er dann fort, wird es von Ihnen abhangen, zu reden oder zu schweigen, zu retten oder zu verderben! . . . Du reisest in dieser Nacht, meine Tochter.

Mein Oheim war erblaßt. Er faßte meine Hand, daß ich nicht gehen sollte, schien einige Augenblicke nachzusinnen, und sagte dann langsam: „ich gebe den Gedanken an die Gräfin Rode auf, und will dich nicht zwingen, sie zu heirathen. Und so, mein Herr, wäre denn das Leben Ihrer Tochter, für das Sie besorgt waren, gerettet. Lassen Sie mich nun aber auch etwas für Sie thun, Herr Lindenhain. Ich bin nicht Ihr Feind. Mein Neffe soll mir nur versprechen, drei Jahre lang Ihre Tochter nicht zu sehen, ihr nicht zu schreiben, und gar keine Art von Verbindung mit ihr zu

unterhalten. Verstehen Sie mich: drei Jahre lang! Dann mag er Ihre Tochter heirathen, und ich will nichts dagegen sagen. Versprich das, Neffe; und Herr Lindenhain soll noch in dieser Nacht reisen dürfen, wohin er will."

Anne warf sich meinem Oheim zu Füßen, und versprach alles, so wie ich selbst es that. Lindenhain sah mich starr an. Und wenn Sie in den drei Jahren meine Tochter vergäßen? . . . Versprecht das nicht, meine Kinder; Ihr seht die Schlange unter den Blumen nicht.

Ich fühlte, daß Lindenhain mit seiner Warnung nicht Unrecht hatte; mein Oheim sagte aber: „dies Opfer muß dem Fürsten nothwendig gebracht werden, wenn er nicht glauben soll, ich habe ihn betrogen. Es wird mir Mühe genug kosten," setzte er ruhig hinzu, „den Grafen Rode zu bereden, daß er das Scheitern des Planes mit seiner Tochter und meinem Neffen auf sich nimmt. Merkte der Fürst, oder einer mei-

ner Feinde, daß noch die mindeste Verbindung zwischen Ihnen, Mademoiselle, und dir, mein Neffe, Statt fände: wer anders wäre dann das Opfer für meine Nachsicht, als ich selbst?" — Das mußten wir freilich zugeben.

Mein Oheim ließ nun einen Wagen kommen, und man packte. Selbst Lindenhain, der jetzt einen Schimmer von Hoffnung hatte, fing wieder an, Liebe zum Leben zu fühlen, und eilte, die Anstalten zur Reise zu treffen. Anne gab mir einen Wink, und ich folgte ihr in den Garten. Unter dem Kreise von Akazien sagte sie: drei Jahre! ohne dich, ohne zu wissen, wo du bist! . . . Und wenn sie nun vorüber sind, diese drei langen, trüben Jahre: wo werde ich dann dich finden! und wie! Wirst du mir auch noch treu seyn, Joseph?

Hier! sagte ich; unter diesen Akazien, findest du mich, Anne, und treu, mit eben dem Herzen, wie in dieser Stunde! —

O, diese letzte Umarmung! Welch ein

Versprechen hatte mein grausamer Oheim uns abgedrungen! Er war, als ich wieder in das Zimmer kam, schon weggegangen; sonst hätte ich mein Wort zurückgenommen: denn ich kannte seine Absicht sehr wohl. Lindenhain schien nun jeden Verdacht verloren zu haben; er hatte die langen drei Jahre gänzlich vergessen, und war voll Freude darüber, daß er dem engen und finstern Gefängnisse entging, welches man ihm zugedacht hatte.

Er und meine Anne setzten sich endlich in den Wagen, und fuhren ab. Ich ging unter den Akazien-Kreis zurück, und es war mir, als läge ich im dunkelsten Gefängniß, von allen Menschen abgesondert. Drei Jahre! dachte ich, verzweifelnd. Aber treu will ich meiner Geliebten seyn: das schwöre ich bei den Sternen des Himmels.

8.

* * * n.

Fühle ich nicht eben so gut, wie du, lieber Franz, daß es thöricht von mir war, die Bedingung meines Oheims einzugehen? Ich wußte von dem ersten Augenblicke an, welche Absicht er dabei hatte. Aber in jener schrecklichen Stunde hätte ich, um Annen von ihrer Angst zu befreien, wohl etwas noch Thörichteres versprochen. Ich würde meine Zusage ohne Bedenken brechen, wenn ich wüßte, wo Anne wäre, und wenn ich nicht sogar Ursache hätte zu befürchten, daß vielleicht Lindenhain noch in der Gewalt meines Oheims ist.

Das Uebrige, was ich dir noch zu sagen habe, gilt um nichts mehr, als das Compliment an die Zuschauer, wenn der Vorhang fällt. Ich sollte an den Hof gehen, und that es; denn ich glaube nun doch, daß der Fürst und mein Oheim nicht aus Einer Karte spielen. Der Graf Rode brach die Verbindung mit uns ab, daß

der Fürst sich wieder mit mir aussöhnen könnte; ich sehe indeß wohl, daß der Gedanke an diese Verbindung noch nicht aufgegeben ist. So spielt jeder sein Spiel, nur mich ausgenommen, der ich aber dafür jedem seins zu verderben suche.

Man hatte dem Fürsten gesagt: ich sey bereit, seinen Wunsch zu erfüllen, und wünsche nur Aufschub, um die Sache mit Anstand einleiten zu können. Er nahm mich etwas feierlich, aber doch gnädig, auf. Und ich, mein guter Franz? Ich thue seitdem alles, um mir selbst 'das Spiel zu verderben. Seit drei Tagen könnte ich meinem Oheim Brief und Siegel darüber geben, daß ich es mit dem Fürsten auf immer verdorben habe. Und das wollte ich eben; denn — hätte nicht dieser gefährliche Ort mich beinahe mir selbst untreu gemacht?

Mein Oheim glaubt noch immer, ich soll wieder die vorige Rolle bei dem Fürsten bekommen; aber damit ist es vorbei. Vorgestern trug mir der Fürst halb und

halb eine Mission nach Koblenz an den Kurfürsten auf; und ich bezeugte ihm die froheste Dankbarkeit dafür, daß ich wieder an dem Orte leben sollte, wo ich meine Jugend zugebracht habe. Er sah mich finster an, und nun, hoffe ich, werd' ich dahin gehen, um — nichts zu thun.

9.

h * * n.

Ich gehe nach Koblenz, lieber Franz, obgleich mein Oheim damit sehr unzufrieden ist. Er hat mir über mein Benehmen bittre Vorwürfe gemacht: „ich sage dir voraus, du bist vergessen!"

Nein, gewiß nicht, lieber Oheim! erwiederte ich. Er sprach von dem Fürsten, ich von meiner Anne. Du bekommst hierbei die Abschrift eines Briefes von ihr. Lies, und höre endlich auf, unserer Herzen, der Liebe, und selbst der Tugend zu spotten.

In dem Briefe findest du die rührende Erzählung von den letzten Stunden ihres

Vaters; und du mußt mich für einen Bösewicht halten, wenn du jetzt noch glauben kannst, daß ich Annen vergessen werde. Franz, du kennst das Herz eben so wenig, wie mein Oheim.

Ein armer Mann brachte mir den Brief, und war verschwunden, ehe ich das Couvert erbrochen hatte. Sie muß, glaube ich, hier in der Nähe seyn, da kein Postzeichen auf dem Briefe war. Ich habe seitdem alle kleinen Städte in der Nähe durchsucht, und mich in allen Klöstern erkundigt, ob eine Kostgängerin darin aufgenommen sey; doch umsonst. Kannst du noch an ihrer Treue zweifeln, da sie das Versprechen, das sie meinem Oheim gegeben hat, so gewissenhaft erfüllt?

10.

Koblenz.

Hier, Franz, auf der Insel, unter dem Gebüsche, wo ich sie zum ersten Male sah, hier sitze ich, und schreibe dir mit zitternder Hand.

Hand. Sie ist todt! meine Anne ist todt! O, nur auf dieser kleinen Insel, nur in diesem Gebüsche mag ich noch athmen; alles Andre ist für mich mit ihr todt. Wo ich auch bin, oder seyn möchte, hier, auf der andern Hemisphäre, in den Wüsten des brennenden Afrika, in dem Eise des Nordens: überall sähe ich nur das Grab, in welches die Grausamkeit meines nächsten Verwandten sie stürzte. Und was hat er denn damit gewonnen? Ich kann nur trauern, nur jammern, bis das Grab auch mich aufnimmt.

Es ist mir, als trauerte die ganze Natur über den Verlust ihrer schönsten Zierde. Sie wollen mich aufrichten, mich trösten. Meine Mutter und meine Schwester schreiben mir so viel Gutes, so viel Schönes. Ach, sie wissen nicht, daß es Schmerzen giebt, die man selbst in dem Schooße der Seligkeit nicht vergessen könnte; sie begreifen nicht, daß der Schmerz dem ganz Unglücklichen die Welt seyn kann, in der allein er zu leben wünscht.

11.

* * *n.

Ich bin wieder hier in * * *n, und habe unter den Akazien geseufzt, unter denen sie mir beim Abschiede sagte: „in drei Jahren!" Erst anderthalb sind seitdem verflossen, und sie ist schon Staub! — Dein Verdacht, Franz, war leer; deine Hoffnung ein Traum. Ach, im ersten Augenblicke goß dein Brief ein glühendes, tausendfaches Leben in meine Brust. Ich kann dir nicht beschreiben, was ich empfand, als ich darin die Worte las: „dein Oheim hat einen zu großen Vortheil davon, wenn du Annen für todt hältst. Ist sie auch wirklich todt? hat man dich nicht getäuscht?" Ob ich gleich den Brief, den sie mir sterbend schrieb, bekommen, und auch einen Brief von der Aebtissin des Luzien-Klosters über ihren Tod in Händen hatte: — deine Worte jagten mich dennoch gewaltsam auf. Ich nahm Courier-Pferde, und kam mit einer so lebendigen Hoffnung hier an, daß ich meiner Mutter entgegen

rief: sie lebt! mein Oheim hat mich betrogen! — „Um Gottes willen!" sagte meine Mutter: „ist es möglich!" Ich erkundigte mich nun, und mein Herz wurde aufs neue von banger Verzweiflung ergriffen, als mir gesagt wurde: mein Oheim wisse nichts von Annens Tode, sondern glaube noch immer, daß sie lebe.

Anne hatte meiner Mutter geschrieben, und sie gebeten, den beigelegten Brief an mich nicht eher abgehen zu lassen, als bis sie einen zweiten von der Aebtissin des Klosters, in welchem sie sich befinde, erhalten habe. Hier hast du eine Abschrift ihres Briefes. — — Sie hat mir mein Bildniß wiedergeschickt, den Ring aber, das Pfand meiner Treue, mit in ihr Grab genommen. Das Alles weiß ich durch meine Mutter. Mein Oheim ist unschuldig; er erschrak sehr heftig, als ich ihm sagte: Anne ist todt!

O, so nahe war sie bei mir! in dem Luzien-Kloster! Ich fuhr hinaus, und ließ

mich bei der Aebtissin melden. Die ehrwürdige Frau empfing mich mit Thränen. Ich hatte keine. — Man führte mich, weil ich darum bat, auf die Zelle, wo sie gestorben ist, und nach ihrem Grabe. Ich setzte mich schweigend darauf, und lächelte, indeß mein Gehirn glühete. Die Aebtissin sagte: ich sehe, mein Sohn, Sie haben Sich in die Vaterhand Gottes ergeben. Der Barmherzige sey dafür gepriesen! — O, diese Menschen wissen von keinem Schmerz, der nicht schreiet. Das gänzliche Verzagen, das Versinken einer Seele kennen die Glücklichen nicht! — Ich nahm einen blühenden Grashalm und eine Handvoll Erde von dem Grabe mit. Sie ist todt! Wann werde ich sagen können: ich folge dir, meine Anne!

12.

Koblenz.

Mein Oheim ließ mir einen Monat Ruhe; dann nahm er seine alten Plane wieder vor. In der That, ich mußte darüber lä-

cheln. Lieber Oheim, sagte ich, lassen Sie mich nur noch ein Paar Monate um meine Anne trauern; Ihre Plane sind freilich recht gut. — Ich glaube, Franz, er liebt mich jetzt; denn er wurde darüber gar nicht aufgebracht. „Hier," sagte er am Ende, „erinnert dich zu viel an sie. Die Geschäfte in Koblenz werden dich zerstreuen. Reise dahin zurück, je eher je lieber." — Er weiß nicht, daß hier das Gebüsch ist, wo ich sie zuerst sah, und die Insel, auf der sie lebte; er weiß nicht, daß ich das verwelkte Grashälmchen und die Hand voll Erde habe.

Nein, Franz, ich kann Koblenz noch nicht verlassen. Ja, du hast Recht: ich bin krank; und solche Krankheiten, wie die meinige, heilt kein Arzt. Der Glanz, das Getümmel deiner Kaiserstadt würde mich nicht zerstreuen. Wolltest du der Mutter, die am Sarge ihres einzigen Kindes sitzt, glückliche Mütter, mit gesunden Kindern in den Armen, zeigen? — Daß du endlich wieder in Wien bist, sehe ich gern. Du lebst

nun unter den Augen deiner Verwandten, und das wird dich stiller, eingezogener, besser machen. Adieu. Wenn mein Schmerz, wie du hoffst, von den Flügeln der Zeit verwehet seyn wird, dann will ich zu dir kommen. Leb wohl.

Der Graf Franz Donach an den Baron Holm.

13.

Wien.

Da bin ich im Hafen, lieber Joseph. Sieh, man hatte die Ketten schon fertig, die mir angelegt werden sollten; und auf meine Einwilligung rechnete man mit der vollsten Gewißheit. Meine Familie hielt ein General-Concilium, worin man mir ganz trocken ankündigte, daß man mich verheirathen würde. So unangenehm und lächerlich mir das auch war, so hatte ich doch nicht den Muth, ein bestimmtes Nein zu sagen. Aber da verfügte ich mich aus

den Umarmungen meiner frommen Tanten zu meiner Braut, spielte eine närrische Rolle, und beging vor ihren Augen ein Paar arge Unbesonnenheiten. Sie schlug meine Hand aus, und ich lief nun zu meinen Tanten, jammerte: „ich Unglücklicher!" und bat sie, die Sache wieder ins Reine zu bringen, verderbte ihnen aber unter der Hand das Spiel, bis denn endlich Niemand mehr mit dem Vetter, „dem das Unglück auf dem Fuße folge," zu thun haben wollte. Ich spielte nun den Menschenfeind, verschwor die große Welt, ließ mir einen Arzt aufdringen, und so weiter. Während dessen richtete ich meine kleine Wirthschaft ein, die — sage du, was du willst — auf den Genuß, nur auf den Genuß, berechnet ist. Ich bewohne meinen väterlichen Pallast, der in einer Hauptstraße steht, gebe alle sechs Wochen eine große Fete, die ich unerträglich steif einrichte, und erscheine alle Monat einmal am Hofe, zwar richtig nach der strengsten Etikette

gekleidet, aber so blöde, so ängstlich, daß die Pagen, wenn ich vorüber gehe, ihr Gespött mit mir treiben. Jedem, der sich mir nähert, erzähle ich, wie unglücklich es mir im Heirathen gehe, und daß mich im ganzen heiligen Römischen Reiche kein Fräulein haben möge. Dabei ist es denn bekannt geworden, daß ich die übelsten Launen, die unvernünftigste Eifersucht, den unüberwindlichsten Starrsinn, und bei einem großen Vermögen den schmutzigsten Geldgeitz habe. Auch hat man herausgebracht, daß ich mich jeden Abend mit ein Paar Narren oder Betriegern in den Seitenflügel meines Pallastes einschließe, um Betstunden zu halten, oder Gold zu machen. Mit dem Einschließen hat es seine Richtigkeit; nur führt aus dem Seitenflügel eine versteckte Thür in ein Häuschen, das von hinten an das meinige stößt, und auf eine Nebengasse hinausgeht. Dies Häuschen hat mein toller, guter, geliebter Zaumer gekauft; und hier haben wir unsre kleine

Welt eingerichtet: eine Welt voll heitern Lebens, und rascher, froher Bewegung. Da genieße ich denn einer freien Geselligkeit, die nur der Mittelstand geben kann, weil er unbeobachtet bleibt. Ein einfaches schwarzes Kleid und eine blonde Perrücke geben mir das Ansehn eines Geistlichen. Ich heiße Zaumer, und gelte für einen Anverwandten unsres Freundes. So führe ich ein doppeltes Leben: eins vorn im Hause, wo ich als Graf Donach des Morgens studiere, dann ausgehe, ausreite, und dinire; das andre hinten im Hause, wo ich als Abbé Zaumer die Abende mit Freuden der Geselligkeit zubringe.

Da essen bei uns Künstler, Gelehrte, Schauspieler, Schauspielerinnen, lustige Brüder, seltsame Originale: die edelsten Menschen in Wien, und die tollsten. Ein Paar sehr gute Schüsseln; sehr guter Wein; die unbeschränkteste Freiheit, nach Belieben zu gehen, zu kommen, zu essen, zu trinken; die neuesten Bücher; Musik, Lektüre; Be-

quemlichkeiten aller Art für jede Laune: das zusammen hat nach und nach die besten Köpfe an unser Haus gefesselt. Zuweilen giebt es wohl ein Bacchanal, in einem Kreise von Schauspielern und tollen jovialischen Leuten; das verlegen wir aber in eine Vorstadt, oder in irgend einen Garten: mein Hinterhaus ist und bleibt ein schöner Tempel der Musen, der Grazien, des Sokratisch-Aristippischen Genusses. Wir feiern Abende, die den schönsten Symposien der Alten unter Sokrates Vorsitze vielleicht nicht viel nachgeben.

Warum ich dir das so umständlich sage, lieber Joseph? — Ich will nicht über die Art deiner Empfindungen mit dir streiten. Es mag seyn, daß diese Feerei und diese schöne Täuschung einer treuen Liebe dich glücklich gemacht haben. Aber — Anne ist nun todt; und du wirst wenigstens nicht leugnen, daß deine finstre Trauer eine große Thorheit ist, wenn nicht gar Verrath an deinem eignen Leben. Verlaß dein Koblenz,

deine Zauberinsel, und komm zu mir nach Wien. Die Freundschaft erwartet dich, mein Hinterhaus, meine Symposien, und ein Vergnügen, das nur der edelste Theil der Menschheit geben kann. Du wärest mir das sogar schuldig, Joseph. Ich liebe Zaumern: er kennt die Welt und das menschliche Herz; aber es ist, als erstarrte unter seinen Blicken das Leben. In deinen zitternden Armen, an deiner hochschlagenden Brust, vor deinen nassen Augen, war ich besser: mag es auch Schwärmerei gewesen seyn, wie Zaumer meint. O, wenn ich eine Thorheit begangen hatte, dann scheuete ich deinen vergebenden Blick, deine entschuldigende Vertheidigung weit mehr, als Zaumers Vorwürfe. Seine Weisheit wird mich nie von einem Vergehen abhalten; deine Schwärmerei, die ich belachte, hat es gethan, und könnte es noch jetzt thun. Komm, und sey der gute Genius deines Freundes!

14.

Wien.

Du schwärmst ärger als je, mein guter, edler Joseph. Ich kann nur das Disputiren über Dinge, die so relativ sind, wie dieses, nicht leiden. Was ist Glück? Diese Frage läßt sich eben so schwer beantworten, als die: was ist schön? Der Wilde aus Nordamerika verläßt heimlich die Stadt, ein bequemes Haus, ein sorgenloses Leben, um wieder jeden Tag in dem unermeßlichen Labyrinthe seiner Wälder dem Tode zu trotzen. Man ruft ihm nach: „du bist ein Thor!" und er jauchzt; denn seine Wüste hat ihn schon aufgenommen. Jeder sieht ein eignes Glück, wie einen eigenen Regenbogen, und zwar aus eben den Gründen. Das Beste, was der Mensch thun könnte, wäre, sein Glück in Ruhe zu genießen, und Andre das ihrige genießen zu lassen. Wie du nur dazu kommen magst, meine Art von Genuß des Lebens für la-

sterhaft zu halten! Du lieber, seltsamer Mensch! Ueber die Tugend ist ja noch nie ein Streit gewesen. Konfutse, Solon, Numa, der Gesetzgeber einer wilden Horde, Menschen, die tausend Meilen und tausend Jahre von einander trennen, sind in den moralischen Gesetzen so gleich, als hätten sie alle zu den Füßen Eines und eben desselben Lehrers gesessen; und wir Beiden, die in Einem Staate, bei einerlei Sitten, nach denselben Grundsätzen erzogen wurden: wir sollten über das Gute uneins seyn? Nimmermehr! Uneins sind wir nur über den Begriff des Glückes. Weiter gar nichts, lieber Joseph. Du liebst die Dämmerung, bei welcher alles in seinen Umrissen zerfließt, und nichts seine feste Gestalt, nichts seine Farbe hat; du liebst die sanften, weit her schallenden Töne, welche jede Deutung leiden; du liebst die Zukunft, dunkle Farben, Thränen, und so weiter. Ich liebe das Mittagslicht, scharfe Umrisse, feste Gestalten, laute, fröhliche Töne, die Gegen-

wart, die Rosenfarbe, das Lachen und den Scherz. Es läßt sich sogar aus unsrer Erziehung erklären, warum wir, ich und du, so fühlen, so fühlen müssen. Ich tolerire dich, lieber Joseph, und würde meine Hand nie gegen deine Träume, deine Feereien, deine Schatten, deine Opernwelt aufheben: so laß mich denn auch der meinigen in aller Ehrbarkeit genießen.

Liebe? Hm! guter Freund; wer sagt dir denn, daß ich diese Leidenschaft gar nicht kenne? Nur mache ich aus ihr nicht, wie du, den Zweck meines Daseyns, sondern, weil die Natur es so wollte, einen schönen, aber vorübergehenden Genuß. Ich hoffe nicht (was eine Wendung deines Briefes beinahe zu sagen scheint), daß du mich mit jenen Menschen verwechselst, die nichts kennen, als das Berauschen der Sinnlichkeit. Heirathen mag ich nicht, eben, weil ich das Weib lieben will, mit dem ich lebe, eben, weil ich das Gesetz der Natur mehr achte, als die Gesetze der Con-

venienz. Glücklich zu seyn, ist mein Wunsch; aber auch, glücklich zu machen. Der schöne Zug des jugendlichen Herzens soll mir ein Weib geben, nicht meine Familie. Frei soll dies Weib die Arme um mich schlingen; und so lange Jugend, Phantasie, Vertrauen, Freude und Zufriedenheit das Herz in dem vollen Pulsschlage der Liebe erhalten können, so lange soll diese uns beglücken: dann schlinge die Freundschaft ein weiteres, und dennoch festes, Band um unsre Herzen. Mutter- und Vaterliebe erhalte mir das Vertrauen des Weibes, und ihr meine Freundschaft. Ich will nicht ihr Tyrann werden; sie sey nicht meine Peinigerin, und poche nicht auf Rechte, welche nur die Kirche, und nicht die Natur, ihr geben konnte.

Was du auch dazu sagen magst: sobald ich ein Mädchen finde, das zu diesen heitern Begriffen vom Leben paßt: so — Und ich denke, Freund, ich habe das Mädchen dazu schon gefunden. Dazu? zu diesem

Leben? Ich sage das freilich so leicht hin; aber, wenn ich das Mädchen darauf ansehe, so kann mir doch wohl der Gedanke einfallen, daß es Mühe kosten wird, sie von den Ketten eines alten Aberglaubens zu befreien: denn, was Zaumer meint, daß sie eine ausgelernte Buhlerin sey, das kann ich von allem am wenigsten glauben.

Auf einem einsamen Spaziergange hat mir mein guter Genius dies Mädchen zugeführt. Ein bettelnder Knabe redete sie an, als ich gerade hinter einem Gebüsche stand, wo ich ihren vollen Anblick hatte. Sie war schön: das sah ich; aber nur, wie ich das auch an andern Mädchen tausendmal gesehen habe, ohne etwas dabei zu denken. Doch, als sie mit dem Knaben sprach; als ich ihre reine Stimme hörte, die von Mitleiden bebte; als ich die Blicke sah, die sie erst gleichgültig, dann immer theilnehmender, und endlich mit Funkeln und Thränen auf den Knaben heftete, der ihr das Elend seiner kranken Mutter sehr

rührend schilderte: in der That, da gerieth ich in eine Art von Erstaunen.

Ich trat mit den Worten: „armer, armer Knabe!" und mit der Börse in der Hand, rasch hervor. „Wenn ich nur wüßte," setzte ich mit einem Blick auf das Mädchen hinzu, „ob auch Alles so ist, wie er es erzählt; dann wollte ich gern völlig helfen!" und dabei gab ich dem Knaben eine kleine Summe. Das Mädchen erschrak. Eine Frau, die bei ihr war, und die sie Mutter nannte, (der Himmel mag wissen, wie eine Frau mit einem so zweideutigen Gesichte zu einer solchen Tochter gekommen ist!) mischte sich in das Gespräch. Ich bat diese Frau, sie möchte es übernehmen, für die kranke Mutter des Knaben zu sorgen, weil mich ein dringendes Geschäft auf einige Tage von Wien entfernte. „Es wird vielleicht nicht reichen," sagte ich, indem ich ihr einige Dukaten gab; „doch in ein Paar Tagen komme ich von meiner Reise zurück. Ich

bitte mir nur Ihre Adresse aus, um dann mehr für die Kranke thun zu können." Die Frau sagte mir ihre Wohnung; ich verbeugte mich, und ging meines Weges.

So hatte ich die Bekanntschaft auf eine ganz natürliche Art eingeleitet. Ich konnte das alles thun; denn die Kleidung beider Frauenzimmer war nur ärmlich. Unsre Bekanntschaft ließ sich gleichsam als das Mittel zu einem guten Werke betrachten, gegen das die jungfräuliche Zurückgezogenheit, die wie ein schützender Engel auf dem Gesichte des Mädchens schwebte, nichts einwenden konnte. Sie mußte sogar w ü n s c h e n, mich wiederzusehen. — Was mich jetzt anzog, war nur ihre Gestalt, ihr Gesicht und ihre Stimme; doch bei dem ersten Besuche, den ich ihr nach einigen Tagen machte, wurde ich durch ihren Geist, ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit bezaubert.

Die Mutter kam mir mit einer anbietenden Freundlichkeit entgegen. Die Toch-

ter schien ängstlich zu seyn, und es immer mehr zu werden, je freundlicher die Mutter wurde. Diese belauerte jeden Blick, den ich auf die Tochter warf — nicht mit Argwohn, sondern mit offenbarem Vergnügen. Ein Paarmal ließ sie mich sogar mit der Tochter allein, und offenbar ganz absichtlich; doch unter vier Augen wurde ich nur desto bescheidener. Sie waren arm, das sah ich; aber wahrscheinlich hatten sie bessere Tage gehabt: das konnte ich aus den Klagen der Mutter vermuthen, und erfuhr es mit Gewißheit aus ein Paar, ohne Absicht gesagten, Worten der augenscheinlich mit vieler Sorgfalt erzogenen Tochter.

Ich bat mir die Erlaubniß aus, sie bisweilen besuchen zu dürfen. Die Mutter gab sie mir ohne Bedenken, und als ich wegging, begleitete sie mich bis vor die Thür des Zimmers. Ich sagte ihr, daß ich über die Liebenswürdigkeit ihrer Tochter erstaunt wäre; und sie antwortete mit Winken und leisen Worten: o, Sie sollten das

Kind nur näher kennen! Sie ist ein Engel! Nur hat sie die Grille, alle ihre guten Eigenschaften verbergen zu wollen, als dürfte man die Gaben Gottes nicht zeigen. — Sie bat mich sehr inständig, oft wieder zu kommen. Kurz, sie ist ein gemeines Weib, bei dem Jeder, auch der verächtlichste Mensch, mit Gelde leichtes Spiel haben würde. Ich durfte mir nur merken lassen, daß meine Bekanntschaft mehr als ein Zufall sey, so konnte es nicht fehlen, daß sie mir die Tochter antrug.

Aus der Verwirrung, in die sie gerieth, als ich von der armen Kranken anfing, merkte ich wohl, daß sie einen Theil des ihr anvertraueten Geldes behalten hätte. Ich gab ihr beim Abschiede noch eine Summe für die Kranke; und das Weib war so unverschämt, sie zu nehmen, trotz dem, daß sie nachtheilig von der Armen gesprochen hatte. Sie bat mich, ihrer Tochter von dieser Summe nichts zu sagen, weil . . . weil diese sonst die Summe auf einmal

hingeben könnte, was doch nicht gut seyn würde.

„Es hängt von Ihnen ab, das Geld zu brauchen, wie Sie wollen," sagte ich.

Und wenn ich nun etwas für uns verwendete? fragte sie, wie scherzend.

„Mich dünkt, das dürfte Ihre Tochter noch weniger wissen!" sagte ich, ebenfalls wie scherzend. „Rechnen Sie übrigens in jedem Falle auf meine Freundschaft. Das sind ja Kleinigkeiten, die wir Ihrer Tochter verschweigen können."

Sie grinsete vor Vergnügen, und ich ging mit dem Entschlusse, die Tochter wenigstens aus den Klauen dieser Mutter zu retten. Zaumer lachte mir in's Gesicht. Sehen Sie denn nicht, sagte er, daß Mutter und Tochter Eine Rolle spielen? — Ich lächelte über den kalten Menschenkenner, der Jeden in sein Maß zwingen will, auch dich, lieber Joseph. Er hielt dich für einen Heuchler, und mich dünkt, er hält dich noch jetzt dafür. „Siehst du?" wirst

du sagen: „habe ich das nicht långst gesehen, nicht långst gewußt?" Aber paßt denn sein Maß nicht auf die meisten Menschen? Und wenn auch nicht, guter Freund; ersetzt er nicht diese Kälte, diesen Unglauben an reine Tugend, durch das Verdienst der Freundschaft, der Heiterkeit, der guten Laune, des Ehrgefühls, der feinsten Delikatesse, der größten Gefälligkeit, der schönsten Mäßigung in allen seinen Begierden? Und sind denn solche Tugenden gar nichts werth? Man muß diesen Zaumer lieben, obgleich sein System nichts als Egoisterei ist. Aber — gesteh nur, Joseph, daß auch dein System Spuren davon hat.

Ich ging wieder zu meinen beiden Damen. Die Tochter war heute noch scheuer, und wurde bei jedem Besuche mißtrauischer gegen mich, so sehr ich mich auch in Acht nahm, sie nicht merken zu lassen, welchen Eindruck sie auf mich gemacht hatte. Endlich war ich genöthigt, mich gegen die Mutter, die mir sichtbar das Spiel ver-

derbte, zu erklären. Ich ging sehr leise, um mich dem Weibe nicht zu verrathen, vor dessen Gemeinschaft ich mich schämte; allein sie war so zudringlich, und es lag ihr so viel daran, ihrer Sache und meiner Leidenschaft gewiß zu werden, daß ich wenigstens ihr sagen mußte, wie sehr ihre Tochter mir gefiele. Nun hatte ich aber große Mühe, dieser gefühllosen, niedrigen Seele begreiflich zu machen, daß die Tochter von meiner Leidenschaft nichts erfahren dürfe. Joseph, ich empfand eine Beschämung ohne Gleichen, als ich dieser Frau das alles sagte. Am Ende mußte ich ihr denn drohen, meinen Umgang mit ihrem Hause aufzugeben, wenn sie sich nicht ganz gleichgültig, kalt, und theilnahmlos bei allen meinen Besuchen stellte.

Das half. Die schöne Tochter schien nach weniger Zeit den Argwohn wieder zu verlieren, den sie durch die Ueberredungen ihrer Mutter bekommen hatte. Ich gewann allmählich ihr Vertrauen, da ich hinläng-

lich über mich wachte, um stets den Ton einer feinen, wohlwollenden Achtung gegen sie zu behalten; und nun entdeckte ich in des Mädchens Seele unermeßliche Schätze von Güte, Unschuld und jeder weiblichen Tugend; aber zugleich auch einen Zug von Schwärmerei (freilich sehr edler Schwärmerei), der für den Plan meines Lebens gar nicht taugte.

Joseph, ich liebe sie von ganzer Seele. Nie hätte ich geglaubt, daß die Leidenschaft so gewaltig seyn könnte. Es ist fest beschlossen, sie soll glücklich werden; aber — auch ich will es seyn. Fürchte nichts, guter Joseph. Ich kann jetzt bisweilen sogar wünschen, dein Herz zu haben, um mich nur in dieser Welt voll Gefühle glücklich zu finden. Das ist nun aber einmal nicht, Joseph; mein Kopf macht so gut Ansprüche auf das Leben, als mein Herz. Doch betriegen will ich das Mädchen nicht, darauf gebe ich dir mein Wort, und ich werde es halten.

LB Coburg

Noch schwanke ich zwischen Planen, zwischen den Mitteln, die ich habe, glücklich zu werden und das Mädchen glücklich zu machen. Aber, was auch geschehen könnte: — nie werde ich sie betriegen, und sollte auch mein Herz, das nur für sie so gewaltsam klopft, das Opfer meines Versprechens werden.

Leb wohl! O, könnten wir schwärmen, sobald wir wollten: wie glücklich wäre dann der Mensch! Du bist glücklich gewesen, lieber Joseph, höchst glücklich: das fühle ich jetzt; aber — hast du nicht mit dem Kummer deines ganzen Lebens das hohe Glück von ein Paar flüchtigen Monaten zu theuer erkauft? Und sollte Zaumer wohl nicht wenigstens darin Recht haben, daß der Mensch eine Thorheit begeht, wenn er etwas, das so hinfällig ist, zu sehr liebt oder haßt? Sollte er nicht Recht haben, wenn er sagt: kann die Natur, welche die Schönheit so vergänglich machte, wie alles Andre, eine ewige Liebe von uns fodern?

Leb wohl! Gewiß, ich bin nicht lasterhaft, Joseph!

15.

Wien.

Ich bin kein Bösewicht! so endigte sich, glaube ich, mein letzter Brief. Muß ich diesen wieder so anfangen? Du schreibst mir, ich sey auf dem Wege, einer zu werden. Aus welchem meiner Worte, ich bitte dich, hast du das Gift gesogen? . . . Warum, lieber Joseph, müßt Ihr denn so intolerant seyn? Trotz allem, was Zaumer mir sagt, will ich das Mädchen ja nicht betriegen. Ich darf dir nur ganz einfach erzählen, um mich vor jedem Verdachte bei dir zu sichern. Des Mädchens Vertrauen habe ich im höchsten Grade gewonnen, und zwar dadurch, daß ich ihr offenherzig sagte, was ich über ihre Mutter dachte. Sie seufzte und schwieg. Ich setzte hinzu, daß ich sie an jedem andren Orte für sicherer halten würde, als bei ihrer eigenen Mut-

ter. Sie seufzte noch einmal, und sah vor sich nieder; dann legte sie die flachen Hände langsam zusammen, und sagte: wohin soll ich? wohin könnt' ich? Man muß das Uebel ertragen, wenn man das Bessere nicht in seiner Gewalt hat.

„Das Bessere, dächt' ich, stände in Ihrer Gewalt. Ich wiederhole Ihnen, daß ich sehr reich bin, und hoffe, daß Sie kein Bedenken tragen werden, . . ."

Nein, gewiß nicht, sagte sie versichernd. Aber ich brauche nicht Geld, sondern den Schutz einer Matrone, einer Mutter, einer mütterlichen Freundin.

„Wenn Sie das für so nöthig halten," erwiederte ich lächelnd, „so weiß ich freilich keinen Rath, und Sie werden dann immer in dem Falle seyn, die schönste Zeit des Lebens, die Jugend, Ihrem guten Rufe aufzuopfern, für dessen Fleckenlosigkeit Ihre Mutter wenig thun würde."

Was meinen Sie denn, fragte sie mit einem scharfen Blicke, daß ich thun sollte?

„Nichts, meine ich," antwortete ich aufrichtig; „denn wir Männer mögen die Sache wohl mit ganz andern Empfindungen ansehen. Ich weiß nicht, warum Sie, ein Mädchen mit so viel Seele, mit so vieler Anlage zur Heiterkeit, so ganz abhängig von einer Frau bleiben wollen, die Ihnen das Leben doch nur unangenehm machen kann."

Sie meinen, ich sollte meine Mutter verlassen, und allein leben? Oder, was sonst?

„Das nicht. Eine Frau, die bezahlt würde, wäre hinlänglich, die Rolle einer Verwandtin zu spielen. Ihr Ruf und Ihre Unabhängigkeit wären dann zugleich gesichert. Es bedürfte dazu nur eines festen Entschlusses und eines guten Gewissens."

Wozu denn, Herr Zaumer? Sie setzen mich in Erstaunen!

„Das wollte ich nicht, und am wenigsten, wenn dies Erstaunen Mißtrauen wäre." — Sie sah mich erwartend an; ich

fuhr leicht fort: „Ihr Verhältniß, meine Freundin, als die Tochter einer Wittwe, ohne ein großes Vermögen, fodert durchaus eine Schonung, bei der Sie allen Ansprüchen auf den Reitz des Lebens entsagen müssen. Verwandte von Ihnen sind hier nicht, sagen Sie selbst. Sie können also keinen andern Umgang haben, als mit ihren Nachbaren, schlechten oder guten. Selbst mein Umgang, so unschuldig er auch ist, wird Ihnen am Ende bei den Nachbaren schaden. Glauben Sie das nicht?" (Sie zuckte die Achsel ein wenig, und sah mich an. Ich fuhr fort.) „Ein Zufall gab mir Ihre Bekanntschaft; unsere bessere Natur, unser sittlicher Werth, machte uns zu Freunden. Ich würde es für das größte Unglück meines Lebens halten, wenn ich Ihren Umgang jemals verlöre, oder Ihre Freundschaft aufgeben müßte. Sie selbst würden, hoffe ich, mir nicht ganz gleichgültig auf ewig Lebewohl sagen. Sehen Sie, da ist der Fall, wo Ihnen Ihr

Verhältniß ein Opfer kosten kann; und ich bin eitel genug, zu wünschen, daß es in Ihren Augen nicht klein seyn möchte. Ihre Mutter giebt unserm Umgange keine Sicherheit." —

Ich habe das lange gefühlt, mein Freund; und ich darf Ihnen wohl gestehen, daß ich dieses Opfer, wenn ich es bringen müßte, nicht als klein ansehen würde.

„Das ist es! Aber müssen Sie es bringen? Könnten Sie nicht, durch eine kleine Verstellung mehr, unsere Freundschaft sichern?

Verstellung mehr? Wie meinen Sie das?

„Ihre Mutter ist doch wahrlich nur der Schein eines Schutzes für Sie, nicht ein wirklicher Schutz. Hätten Sie noch einen Vater dazu," (sie erröthete) „dann wäre die Welt befriedigt, und ich dürfte nicht fürchten, Sie einst zu verlieren." (Sie schwieg nachdenkend.) „Ich bin," fuhr ich fort, „hier fremd, wie Sie, noch

fremder, weil ich es seyn will. Der Zufall gab mir ein grosses Vermögen. Ich genieße meines Lebens, und glaube, dies ist manchem nützlich. Mir fehlen die Reitze der Freundschaft nicht, aber doch der Freundschaft, die Sie meinem Herzen theuer gemacht haben: dieses zarte Vertrauen, diese tugendhaften Ergießungen eines Herzens, diese — darf ich es sagen? — diese . . . ." —

Sie unterbrach mich schnell. Ehe Sie weiter reden, Herr Zaumer, erst über mich einige Worte. Mein Schicksal verbietet mir, je einem Manne meine Hand zu geben; und mein Herz, je einen Mann zu lieben. — (Ich lächelte.) Es mag Ihnen ein wenig seltsam, oder wohl gar sehr eitel scheinen, daß Ihnen ein Mädchen diese Versicherung giebt; ich fühle aber, daß ich sie Ihnen geben muß, damit Sie einsehen, warum ich Ihnen mein Vertrauen, meine Freundschaft so unbedenklich geben konnte. Fahren Sie fort. Jetzt kann ich alles hören, was Sie mir zu sagen haben.

Ich stutzte; denn über ihre Wangen rollten Thränen, die sie vergebens zu verbergen suchte. Als sie ihre Bitte, daß ich fortfahren möchte, wiederholte, sagte ich ihr: das Leben bei ihrer Mutter sey nichts weniger als für sie anständig; unter dem Schutze eines männlichen Anverwandten würde sie weit sicherer seyn.

O Gott! sagte sie im tiefsten Schmerze: hätte ich nur einen!

Ich war gerührt, ergriff ihre Hand, und that einen Schritt zu viel. „Könnte ich denn nicht Ihr Bruder seyn?" — Als ich bemerkte, wie bedenklich sie mich ansah, fuhr ich schnell fort: „ich lebe bei meinem Oheim, dem edelsten Manne seiner Zeit. Er würde Sie mit Freuden aufnehmen, und Sie wären dann in der That seine Tochter, in der That meine theure Schwester. Es käme nur auf Sie an, Sich durch die Bekanntschaft mit meinem Oheim von der Unschuld meines Planes zu überzeugen. Ich fühle indeß sehr wohl, daß es

einem

einem Frauenzimmer nicht leicht seyn mag, ihn anzunehmen."

Sie fühlen sehr richtig. Nie wird sich ein Mädchen dazu entschließen. — Ich verbeugte mich, und brach das Gespräch über diesen Gegenstand ab.

Sieh, nun gehe ich einen andern Weg. Ihr Verstand ist rein und natürlich. Ich suche mit der Zeit von dem zu erhalten, was mir ihr Herz versagt hat. Täglich spreche ich mit ihr über die Bestimmung des Lebens. Sie fängt an, einzusehen, daß Schwärmerei es so gut vergiften kann, als kalte Bosheit; daß bei der Tugend der Kopf eben so viel, und noch mehr, mitzureden hat, als das Herz, und daß man, um unter Menschen glücklich zu seyn, sich nicht ganz von ihnen absondern muß. Das sieht sie nicht bloß ein; sie fängt auch an, es auszuüben. Ihr Geist ist heitrer geworden, und sie stößt die unschuldigen Freuden des Lebens nicht mehr von sich. Ich habe Zaumern als meinen Oheim bei ihr einge-

führt, und er hat sich — wie immer, wenn er will — auch bei ihr Liebe und Vertrauen erworben.

Die Mutter, die Anfangs glauben mochte, ich wolle ihre Tochter nur verführen, kann uns Alle nicht begreifen. Jetzt hofft sie wahrscheinlich auf eine Heirath, da mein Oheim mit im Spiel ist. Beide, sie und die Tochter, sind ein Paar Mal bei uns gewesen. Eine alte Schauspielerin machte meine Tante, und das schöne, schwärmerische Mädchen lernte doch wenigstens, daß auch unser Leben ein Leben ist.

So gehe ich, an der Hand der Freundschaft und einer fröhlichen Tugend, über nichts als Rosen langsam vorwärts nach dem Reiche der Liebe. Das hat denn allerlei Aenderungen in meiner Art zu leben nöthig gemacht. Wir geben keine Bacchanale mehr: unser Cirkel ist ausgesuchter, unsre Soupers sokratischer, unsre Freuden reiner geworden. Ja, du hast Recht, Joseph: ein tugendhaftes Mädchen würde so-

gar einem Teufel den Schein von Tugend abnöthigen. Wir gewinnen; aber auch meine Geliebte gewinnt. Sie lernt einsehen, daß man lachen, scherzen, witzig seyn, sogar ein wenig spotten kann, ohne deshalb der Tugend zu entsagen.

Die Schauspielerin, welche meine Tante gemacht hat, ließ ich auf einer Reise gestorben seyn, und dafür nahm ich eine sehr ehrwürdige Matrone ins Haus, deren Tugenden selbst Zaumer hochachten muß. Jetzt sehe ich meine schöne Groß (so heißt sie) jede Woche ein Paar Mal bei uns. Sie erhält erstaunlich geschwind alle Talente der besten Erziehung, die ihr noch fehlten: sie spielt, sie zeichnet, sie stickt, und plaudert ganz vortrefflich.

Eine wahre Ninon! sagt Zaumer selbst. Aber, setzt er jedes Mal mit einem spottenden Tone hinzu: nur Schade, daß sie in der Jugend von Mönchen oder Nonnen zu allem Großen verhunzt ist! . . . „Was wollen Sie denn eigentlich?“ fragt er auch

wohl. Guter Gott! weiß ich es denn selbst?

Ich fürchte, sagte er neulich, das Mädchen wird Sie noch zu einem Schwärmer machen.

„Ein klein wenig Schwärmerei stände mir vielleicht nicht übel, wie sie ihr nicht übel steht."

Was haben Sie denn eigentlich mit dem Mädchen vor? Was soll die ganze Mummerei? Oder ist es ein Geheimniß?

„Was es soll? Ich liebe das Mädchen, mehr weiß ich nicht. Sie ist meinem Leben, meinem Glücke nothwendig."

Nun wohl! und was weiter? . . . Ich fürchte, Freund, Sie werden eine unglückliche Eroberung an dem Mädchen gemacht haben, wenn es erst so weit kommt, woran ich nicht zweifle. Die Groß ist schön, nicht ohne Geist, eine wahre Perle; aber — eine unbesiegbare Schwärmerin. Jetzt geht sie lachend den Weg, den sie von Ihnen geführt wird. Sie werden mit ihr ans Ziel

kommen, dann aber weiter nichts als eine verzweifelnde Nonne in den Armen haben, welche die Freuden des Lebens nicht entbehren kann, und sie doch durch Aengstlichkeit verbittert. Oder wollen Sie das Mädchen heirathen? Man hat Beispiele, daß Männer sich so unterjocht haben.

Auf alle seine Fragen konnte ich nur antworten: „ich liebe das Mädchen, Zaumer; mehr weiß ich nicht."

Sie wissen noch sonst etwas, Graf, was Sie Sich wahrscheinlich nicht gestehen mögen. Ich glaube, Sie wollen das Mädchen verführen; oder — es soll sich selbst verführen. Denn, was Sie Anfangs wollten — das Mädchen überzeugen, daß sie nichts Besseres thun könne, als mit uns und wie wir zu leben: — diese Idee haben Sie jetzt wohl nicht mehr. Also verführen! Das Wort klingt übel, läßt sich aber nicht umgehen. Und nun können Sie nicht mit sich eins werden, ob das, was Sie wollen, recht ist, oder nicht. Ich erinnere Sie nur

an eine sehr wichtige Regel des Chinesischen Gesetzgebers: „Bist du ungewiß, ob eine Handlung recht oder unrecht sey, so unterlaß sie!" Graf, ein Mann, der, wie ich und Sie, dem Schicksal zum Trotze glücklich seyn will, muß vor allem Andren seiner selbst gewiß seyn. Ich fürchte, Sie haben das Mädchen zu Ihrem Unglück kennen lernen.

Sieh, so warf mir dieser Zaumer eine Schlange in die Brust! Und warum? weil mein Haus jetzt ein Tempel der stillern, heiligern Tugend geworden ist. O, du wirst mir eine noch giftigere Schlange an das Herz werfen! Um die Unschuld zu retten, wirst du mir zurufen: du willst sie verführen!

Nein, Joseph, das will ich nicht. Ich liebe das Mädchen unaussprechlich; sey ruhig.

16.

Wien.

Zaumer kannte mich wohl, aber das Mädchen nicht. Er hielt sie geradezu für eine feine Heuchlerin, welche die Tugend als ein Netz ausgeworfen habe, um mich desto sichrer zu fangen. „Sie ist tugendhaft!" sagte ich mit Stolz. Zaumer lächelte dazu. Einmal, als ich ihm sein boshaftes Lächeln vorwarf, erwiederte er: bei Gott! Ihr Stolz auf eine Tugend (wenn es denn nun ja Tugend seyn soll), die Sie zerstören wollen, kleidet Sie übler, als mich mein ungläubiges Lächeln. Da ich ihn verachtend ansah, so stand er auf, trat vor mich hin, und fragte: wen soll dieser verachtende Blick treffen? Wenn Sie das geliebte Mädchen nicht verführen wollen: — was denn sonst? Reden Sie!

Ich stammelte etwas her; denn wenn ich auch den Sinn seiner Frage nicht zugab, so konnte ich ihn doch auch nicht

leugnen. Er lächelte mitleidig, und sagte: Graf, Sie sind auf dem Wege, mich für einen kalten Bösewicht zu halten. Und mögen Sie das doch! Nehmen Sie Sich aber in Acht, daß Sie nicht das Ansehen eines Heuchlers bekommen. Ich glaube nicht an Tugend, in dem Sinne, den der Pöbel mit dem Worte verbindet. Glaubte ich aber, wie Sie jetzt, an die Tugend der Mlle. Groß; so würde ich ihr meine Hand anbieten, oder ihr ruhig sagen: ich stehe im Begriff, ein Verbrechen zu begehen, wenn ich länger in Ihrer Gesellschaft bleibe. Wir wollen einander nicht mehr sehen! . . . Graf, Sie zittern, und wünschen das, wovor Sie zittern. Daß Sie zittern, giebt Ihnen den Triumph der Tugend; daß Sie wünschen, führt Sie langsam an das Ziel eines Verbrechens. — „Wie?" rief ich unwillig. — Er fuhr ruhig fort: wozu zwecken alle Schritte ab, die Sie thun? Sie möchten Sich wohl gar Ihre Behutsamkeit gern als eine Tugend

anrechnen! Und gestehen Sie nur, daß es Augenblicke giebt, wo Sie das wirklich thun; denn der Mensch ist der größte Heuchler gegen sich selbst. Aber der Jäger, der sich auf Umwegen, hinter Gebüschen, leise und langsam dem Wilde nähert, sage nicht: ich will das Thier nicht tödten. Er will es allerdings. Und Sie? Sie wollen das Mädchen verführen; denn daß Sie Verstand genug haben, sich selbst Ihre letzte Absicht zu verhehlen, kann doch mich nicht blind machen. Wenn Sie so fortfahren, wie jetzt, so werden Sie mich bald für einen argen Bösewicht halten. Aber, mein Freund, dann ist auch der Augenblick nahe, wo Sie Sich selbst dafür halten werden; und davor wenigstens behüte mich mein gutes Geschick! (Ich erröthete.) Machen Sie Sich deutlich, was Sie wollen, berechnen Sie genau, was Sie zu bedürfen glauben, wägen Sie Gewinn und Verlust gegen einander ab; Sie werden das Mädchen, wenn es nöthig ist, vergessen; aber

stellen Sie Sich nicht Gespenster vor, die nicht da sind. Machen Sie mich zu Ihrem Vertrauten; und Sie sollen bald erfahren, ob Sie glücklich seyn werden und dürfen.

Sieh, Joseph! er kannte mich nur zu genau, der Bösewicht! Ich warf mich in seine Arme, und der Plan, das Mädchen zu verführen, war gemacht. Zaumer fing die Ausführung mit Frohlocken an; doch sehr bald bemerkte er, daß dieses Mädchen keine leichte Beute sey. Sie ging so ruhig, wie eine Göttin, durch unsre Netze, und zerriß sie, wie Spinnefäden. Alle unsre Veranstaltungen dienten zu nichts, als den Glauben an ihre Tugend, die wie eine drückende zerschmetternde Last auf meinem Herzen lag, in mir zu vermehren, und in Zaumers Kopfe die Meinung, sie sey eine feine Buhlerin, zu bestärken. O, die edle, schöne Seele! rief ich; und er: die feine Heuchlerin!

Zaumer hatte die Dreistigkeit, mir eine Art von Gewalt vorzuschlagen. Als ich sie

mit Abscheu verwarf, sagte er lachend: ich würde dieses Mittel nie ergreifen; Sie aber, fürchte ich, werden es thun: denn die Leidenschaft hat Sie unterjocht. Er sagte das mit solcher Gewißheit, daß ich mich zitternd von ihm wendete. O Joseph! für einen solchen Bösewicht hält mich dieser Mensch! Dahin bin ich gekommen! — Ich würdigte ihn keiner Antwort; aber in diesem Augenblicke fielen auch die Ketten ab, die mich an diesen Menschen fesselten. Joseph, jetzt sah ich endlich den Abgrund, an den er mich geführt hatte, und auf den du mich schon so lange aufmerksam machtest.

Ich untersagte ihm noch an demselben Tage jede Bemühung um das Mädchen. Er sah mich höhnisch lachend an; in seinen falschen Blicken lag schon der Triumph darüber, daß ich dennoch genöthigt seyn würde, meine Zuflucht zu ihm zu nehmen. Nein, nimmermehr! Wir sind auf ewig getrennt.

Am folgenden Morgen ging ich zu dem

geliebten Mädchen, und gestand ihr meine heiße Leidenschaft, doch ohne ihr zu sagen, wer ich wäre. Sie erschrak, und trat einen Schritt zurück. Nein! sagte sie zitternd; nein! Schonen Sie meiner! Das darf und will ich nicht hören! — Ich beschwor sie, mir zu sagen, warum das Geständniß der ehrfurchtsvollsten Liebe diesen Abscheu bei ihr errege. Sie riß sich aus meinen Armen, und rief: wir haben einander zum letzten Male gesehen, wenn Sie je wieder ein Wort hiervon erwähnen!

„Sie lieben mich also nicht?" fragte ich, ohne Besinnung. Nein! sagte sie bestimmt; ich liebe Sie nicht, und kann Sie nicht lieben! Mit diesen Worten verließ sie mich.

Nun war also das Urtheil über mich gesprochen. Ich schrieb ihr, und bekam Antwort. Nein, sie liebt mich nicht! In Verzweiflung, in einer hoffnungslosen Dumpfheit aller meiner Sinne, ging ich zu Zaumern, erzählte ihm alles, und zeigte ihm ihren Brief. Er lächelte, und fragte kalt:

Was nun? — „Rathen Sie mir, Zaumer!“ — Es ist gefährlich, Ihnen zu rathen! Sie wollen den Zweck; aber nicht die Mittel. Mlle. Groß setzt wahrscheinlich den Preis der Ehe auf ihre Liebe. Ich glaube wohl nicht an ihre Tugend; indeß bin ich doch überzeugt, daß es Menschen giebt, deren Sinnlichkeit nicht zu erregen ist: zu denen mag dieses seltne Mädchen wohl gehören; und so stehen Sie jetzt noch eben so weit vom Ziele, als an dem Tage, da Sie mit ihr bekannt wurden. Das Mädchen will Alles oder nichts; und auch Sie wollen Alles. Nun, so kommt es darauf an, wer kälter und wer standhafter ist. Bieten Sie dem Mädchen Ihre Hand an, Graf, und sehen Sie zu, wie weit Sie das bringt. Was Herr Zaumer verspricht, braucht ja der Graf Donach nicht zu halten. Oder — wählen Sie jenes verhaßte Mittel, worüber wir uns neulich entzweieten.

Ich runzelte die Stirn. „Sie will Al-

les oder nichts, sagen Sie? Wohl denn! Was der Mann anbietet, darf ja auch der Graf halten."

Er erschrak. Wie? fragte er; Sie wollten ...? —

„Ich will glücklich seyn; und kann ich es an einem tugendhaften, schuldlosen Herzen voll Liebe werden, in den Armen der Tugend, der Treue, der — spotten Sie, so viel Sie wollen! — der ungeschminkten Frömmigkeit: so mag darüber hohnlachen, wer Lust hat. O, ich ahne jetzt, was Glück ist, und daß der Weg, den Sie mich gehen ließen, wohl zum Genusse führt, aber nicht zum Glück, zur Ruhe, zu einer Hoffnung, die über das Grab hinausreicht. — Liebt das Mädchen mich, so wird sie Gräfin Donach!"

Ich hatte Zaumern noch nie so verlegen gesehen. Recht! sagte er endlich mit einem finstern Lächeln: um den Preis haben Sie keine abschlägige Antwort mehr zu fürchten. Ich wünsche Ihnen im voraus Glück

zu Ihrer schönen Frau. Die arme Mamsell Groß wird dem Grafen Donach ihre Hand geben; ob aber der Mann ihre Liebe erhalten wird, (was er doch wünscht): das ist eine andre Frage. Gehen Sie also, und sagen Sie ihr: ich bin der Graf Donach. Die Furie des unauflöslichsten Zweifels wird sie dann ewig mit der Frage quälen: liebt sie mich?

„Ich weiß, was Sie jetzt wollen," sagte ich ernst.

Könnte ich Sie abhalten von dieser Unbesonnenheit, der die längste Reue folgen muß, so würde ich es thun. Aber das ist vergeblich; und so möchte ich gern Sie wenigstens so glücklich sehen, als die Umstände es erlauben. Ich würde unter dem Nahmen Zaumer dem Mädchen meine Hand anbieten; dann wäre ich doch sicher, daß sie den Mann nähme, und nicht den Grafen. Hinterher könnte sie ja noch immer erfahren, wer Sie sind.

Ich fand die Vorstellung nicht übel,

Nun bat er mich, noch drei Tage zu überlegen, ehe ich den entscheidenden Schritt wagte. Die habe ich ihm versprochen. Aber dann — wenn sie mich liebt — führe ich sie an den Altar, bringe sie als meine Gattin bald zu dir, mein edler Joseph, und bin glücklich.

17.

Wien.

Du hast Recht, Joseph. Er fürchtet, eine tugendhafte Frau werde mich seinen Netzen entreißen. Schon jetzt ist der Bösewicht entdeckt; er hat sich in seinen eigenen Fallstricken gefangen. — Ohne Zweifel habe ich dir geschrieben, daß er mich um drei Tage Aufschub bat. Unterdessen sucht er Gelegenheit das Mädchen allein zu sprechen, entdeckt ihr in Vertrauen, daß sie in Gefahr ist unglücklich zu werden, und sagt, daß ich sie liebe, und daß ich ihr meine Hand anbieten will, weil mir kein andres Mittel übrig bleibe, ihre Tugend zu besiegen. Er

nehme, setzt er hinzu, den innigsten Antheil an dem Schicksal eines so tugendhaften Mädchens; und eben darum müsse er ihr sagen, daß ich nicht der sey, für den ich mich ausgebe: ein Mann von bürgerlichem Stande. Ich gehöre zu einer alten, stolzen Familie, und habe unermeßliche Reichthümer. Sie müsse wohl einsehen, daß keine Heirath zwischen mir und ihr Statt finden könne, da meine Familie, von der ich abhängig sey, sie nimmermehr zugeben werde. Das Rathsamste für sie würde seyn, sich durch Veränderung ihres Aufenthaltes meinen Verfolgungen zu entziehen, und er selbst wolle dazu beitragen. — Das furchtsame unschuldige Mädchen erschrickt bei diesen Nachrichten; und so wenig sie auch Zaumern trauet, so faßt sie doch den Entschluß, sich aus Wien zu entfernen. Sie schlägt es ihm indeß geradezu ab, ihn für alles sorgen zu lassen, wozu er sich erbietet.

Das war vorgegangen. Sie machte eine kleine Reise von acht Tagen, und kam

heiter zurück. Während dessen hatte ich ihr geschrieben. Ich schickte ihr den Brief, und erwartete zwischen Furcht und Hoffnung ihre Antwort. Als ich keine bekam, ging ich zu ihr. Sie sagte mir sogleich, und mit großer Heiterkeit, daß sie mir recht bald antworten würde, und ich fühlte mein Herz von der frohesten Hoffnung gehoben.

Jetzt erfahre ich aber von meinen Bedienten, daß man bei ihr Anstalten trifft, die das Ausziehen aus ihrer Wohnung, oder gar eine Reise, anzeigen. Ich gebe einigen meiner Leute Befehl, das Mädchen zu beobachten; denn das triumphirende Lächeln in Zaumers Gesichte schien mir etwas Unglückliches zu drohen.

Man bringt heraus, daß Mamsell Groß abreisen will. Ich ahne das Unglück, das kommen wird, und lasse meine Pferde angeschirrt stehen, um in jeder Minute fort zu können. Meine Leute beobachten Tag und Nacht das Haus. Eines Abends spät kommt ein Bedienter, und sagt mir ins

Ohr: sie ist fort; aber sie entgeht uns nicht. Ich muß ihr sogleich nach. Sie sollen morgen Nachricht haben. — Ich gebe ihm Geld, und er verläßt mich.

Am folgenden Tage bekomme ich einen Brief von dem theuren entflohenen Mädchen; und welch einen Brief! die schönste, die reinste, edelste Seele spricht darin. Noch habe ich Hoffnung, Joseph: gerade aus diesem Briefe, ob er mir gleich eine ewige Trennung von ihr ankündigt. Sie schreibt mir, was Zaumer ihr entdeckt hat, und sagt mir: es thue ihr schmerzlich leid, daß ich damit umgegangen sey, sie unglücklich zu machen; denn mir habe sie menschliches Gefühl zugetrauet. „Auch noch jetzt,“ schreibt sie mir, „verwechsele ich Sie nicht mit Ihrem Freunde, diesem kalten, boshaften Egoisten, der das Leben und das Glück nur nach Genüssen, nur nach abscheulichen Freuden berechnet. Er ist ein Bösewicht; Sie sind nur verführt!“ Dann beschwört sie mich, Zau-

mers Gesellschaft zu verlassen, und meinem weichen Herzen zu folgen, das von der Natur zum Genusse der edelsten Freude, der Tugend, bestimmt sey. Endlich sagt sie mir ewig Lebewohl, gesteht aber dabei, daß dieses Lebewohl ihrem Herzen wehe thue.

Als ich diesen Brief las, zitterte ich vor Zorn über den nichtswürdigen Zaumer, und riß eine geladene Pistole von der Wand. Doch bald faßte ich mich. — In diesem Augenblick stürzt mein Bedienter in das Zimmer, und ruft: die Mamsell ist in * * *, eine Stunde weit von hier. Sie hat an die Priorin eines Klosters geschrieben, und erwartet da die Antwort. Die kann bald kommen; Sie müssen also eilen.

Joseph, der Wagen hält vor dem Hause. Ich erwarte Zaumern noch; denn er soll, er muß mich begleiten und dem theuren Mädchen die Wahrheit gestehen! Ich bin gefaßt. Jetzt kommt er. Leb wohl so lange! Leb wohl!

Ich Unglücklicher! Joseph, was wirst du hören! Nimm alle deine Fassung zusammen. Kaum habe ich den Muth, fortzufahren. Ich ging ruhig zu Zaumern, und bat ihn, eine kurze Reise mit mir zu machen, deren Absicht ich ihm noch verschweigen müsse. Wir kamen in *** an, wo meine Geliebte bei dem Geistlichen wohnte. Ich öffnete die Thür des Zimmers, das mir mein Bedienter zeigte, und wir standen vor ihr. Zaumer warf einen scheuen Blick auf mich, und erblaßte. Das Mädchen wollte rufen. „Nein," sagte ich bittend, und nahm ihre Hand: „ich bin nicht hier, Sie zu stören, Sie zu verfolgen. Sobald Sie wollen, theures Mädchen, gehe ich; doch unmöglich kann ich Sie mit einem Herzen voll Zorn, voll Verachtung gegen mich reisen lassen. Hier steht der Mensch, der Ihnen die Nachricht gab, daß ich Sie betriegen wollte. Er soll reden; er soll Ihnen sagen, was er weiß."

Zaumer hatte sich jetzt gefaßt, und sag-

te freimüthig: Sie spielen hier eine seltsame Rolle, und mich lassen Sie eine noch seltsamere spielen. Ich will doch sehen, wie lange das dauert. Aber reden werde ich nicht.

„Du willst nicht?" fragte ich mit funkelnden Blicken: „wie? du willst nicht?"

Er sprang auf. Ja, Mademoiselle, hob er nun an; ich will reden, ja! So hören Sie. Ich sagte Ihnen, meine schöne Geschwätzige: dieser junge Mann wolle sie verführen; er werde Ihnen seine Hand anbieten, und Sie dennoch betriegen. Daran that ich in der That Unrecht. Ich dachte, er sey noch zu retten. Jetzt sehe ich, daß ich die Hoffnung aufgeben muß; und so erkläre ich Ihnen denn, Mlle., daß dieser junge Mann, ein reicher Graf, fest entschlossen ist, Ihnen — was auch die Welt und seine Familie dazu sagen mögen — seine Hand zu geben. Es war lediglich mein Einfall, i h m mit dem, was ich Ihnen vor einigen Tagen sagte, eine Thorheit,

und Ihnen, Mlle., ein unglückliches Leben zu ersparen. Doch, wie ich sehe, haben Sie Ihre Flucht so heimlich angestellt, und sind so erstaunlich weit von Wien weggereist, daß . . .

Er wollte fortfahren; ich verbot ihm aber, weiter zu reden. Wohl denn! sagte er, und ging mit einem elenden Trotze.

Jetzt warf ich mich dem Mädchen, das in Thränen schwamm, zu Füßen, und sagte: „Sie sehen, dieser Bösewicht wollte uns trennen. Ja, meine theuerste Geliebte, ich gestehe, daß meine Absichten Anfangs nicht die reinsten waren; aber schon längst hat Ihre Tugend gesiegt. Ich biete Ihnen ein Herz voll Ehrfurcht, voll inniger Liebe, ewige Treue, und meine Hand an." Sie beugte sich (wie es schien, in tiefem Schmerze) zurück. „O," fuhr ich fort; nehmen Sie mir nicht alle Hoffnung!"

Alle Hoffnung! sagte sie gerührt, und reichte mir die Hand. Von dem ersten Augenblicke an habe ich Freundschaft für Sie

empfunden, doch nicht Liebe. Mein Herz war nur Einer Liebe fähig. O, wenn Sie Sich unglücklich fühlen: ich bin es noch tausendmal mehr! Fragen Sie nicht; denn ich kann Ihnen nicht antworten. Ich bin nun ganz hülflos, da auch das Kloster — der einzige Ort, wo ich noch eine Bekannte hatte — mir eine Zuflucht abschlägt. Die Frau, bei der ich mich aufhielt, ist nicht meine Mutter: nur eine Verwandte, die mich gern verkauft hätte, und . . . —

Ich unterbrach sie. „Nein, hülflos sind Sie nicht; auch wenn Sie mich hassen. Sie leben von jetzt an unter dem heiligen Schutze Ihres Bruders. Sagen Sie: was kann ich für Sie thun!"

Sanft weinend antwortete sie: schon lange war ich entschlossen, mich Ihnen anzuvertrauen, und Sie um die Hülfe zu bitten, die einem gebrochenen Herzen allein übrig bleibt. Ich wollte in ein Kloster gehen; doch jetzt will ich das nicht mehr, um meines eigenen Herzens zu schonen. Einen

Dienst können Sie mir indeß noch erweisen; auf ihm beruhet die letzte kleine Hoffnung, die ich noch habe. Sie zog einen Brief hervor, und gab ihn mir mit den Worten: seyn Sie so gütig, diesen Brief zu bestellen, und mir die Antwort hieher zu schikken, wo ich bis dahin bleiben werde. Ich bitte Sie aber sehnlich, mich nicht wieder zu besuchen.

Sie redete mit dem unwiderstehlichen Ernst eines himmlischen Wesens. Ich nahm den Brief, und erbrach ihn; denn die Aufschrift war an mich. Wie? sagte sie erstaunt: Sie erbrechen . . . —

„Soll ich ihn hier nicht lesen?" fragte ich verwundert. — Er ist ja nicht an Sie. — „Allerdings ist er an mich; es giebt keinen andren Grafen Donach, der Franz hieße." Sie erblaßte, und fragte zitternd: Sie sind der Graf Donach? der in Koblenz seine Jugend verlebte, der Busenfreund des Barons von Holm?

Ich erstaunte noch mehr, und sie schien

zu zweifeln. Der Graf Donach, fuhr sie fort, soll ein sehr seltsamer Mann seyn, hochmüthig, steif, voll wunderlicher Launen. Durch diese Schilderung bin ich abgehalten worden, mich an ihn zu wenden. Und Sie, Sie wären dieser Graf Donach?

Ich zog deinen letzten Brief hervor, und erwiederte ihr: „dieser Brief, den ich erst vor einigen Tagen von dem Baron Holm bekommen habe, mag Ihnen beweisen, daß ich wirklich der Graf Donach bin.“ Sie sah mit dem starren Blikke des heftigsten Erschreckens hinein, erkannte deine Schriftzüge, und zitterte nun so heftig, daß sie den Brief kaum halten konnte. Mit leiser, stockender Stimme hob sie an: vor einigen Tagen sagten Sie? — Ich zeigte auf das Datum. — Er lebt! rief sie nun aus, und sank ohnmächtig in meine Arme. Während man ihr Hülfe leistete, las ich ihren Brief an mich selbst, und taumelte vor Angst und Freude. Ich hoffe, du wirst nun schon wissen, wer das

edle Mädchen ist. Joseph, deine Anne lebt! und lebt für dich! So eben komme ich von ihrem Bette. Auf ihrem schönen Gesichte jagen sich die tödtliche Blässe des Zweifels, und die Rosenröthe der freudigsten Liebe. Sie verlangte deinen Brief; den mußte ich ihr aber abschlagen, weil die Nachricht, daß du nun am Ende doch genöthigt seyst, die Gräfin Rode zu heirathen, sie mitten in ihrer großen Freude hätte tödten können. Ich sagte ihr: dein Brief enthalte ein Familien-Geheimniß, das ich weder ihr, noch sonst einem Menschen mittheilen dürfe; in Wien wolle ich ihr aber Briefe zeigen, die ihr beweisen würden, wie theuer dir das Andenken an deine Anne noch immer sey. Sie war außer sich vor Freude, und erzählte mir nun, wie man ihr die Nachricht von deinem Tode mit höchst wahrscheinlichen Umständen hinterbracht habe. Alle Zweifel, die ich noch hatte, sind gelös't. Sie schrieb dir ihren letzten Brief in dem festen Glauben, daß

sie sterben würde. Als sie wieder gesund ist, bringt ihr die Aebtissin des Klosters zuerst die Nachricht, daß du krank, und nicht lange nachher die, daß du todt seyst. Mehrere Nachrichten aus * * n, die durch sehr natürliche Veranlassungen an sie kommen, sagen eben das. Sie ist nun von deinem Tode so überzeugt, wie du von dem ihrigen. Man erschreckt sie mit der Nachricht, daß dein Oheim die heftigste Begierde habe, sich an ihr zu rächen, da er glaube, sie sey Schuld an seines Neffen Tode. Die Aebtissin sagt ihr endlich: um sie den Verfolgungen des alten Barons zu entziehen, müsse man aussprengen, sie sey gestorben. Das Kloster könne sie nicht sichern; sie solle mit einer Verwandtin nach Wien reisen, und lieber sogar den Nahmen dieser Verwandtin, Groß, annehmen. Das unerfahrne, tief gebeugte Mädchen willigt aus Furcht vor deinem Oheim in alles, hält sich verborgen, und lebt hier unter dem fremden Nahmen, bis dein guter Ge-

nius, lieber Joseph, und der Rachengel meines versäumten Herzens mich sie finden läßt.

Ich Unglücklicher! rief ich; und dennoch war ich voll hoher Freude. — Ich schicke diesen Brief mit dem Courier eures Gesandten, der morgen abgeht. Da deine Hochzeit erst zu Ende des folgenden Monats seyn soll, so — Ich weiß, wie du handeln wirst, und sehe mit schmerzlicher Wonne dem Augenblick entgegen, da ich, dein Freund und dein Nebenbuhler, dich Glücklichen in die Arme der Geliebten führen werde. Gern hätte ich dir ein Paar Zeilen von Annen mitgeschickt; sie ist aber noch zu unruhig, um schreiben zu können: zu krank, will ich nicht sagen; denn der Arzt lacht über eine Kranke, die vor Freude phantasiert. Leb wohl.

Der Baron Holm an seine Schwester.

18.

Wien.

Der gütige Himmel hat meinem Leben eine unaussprechliche Seligkeit geschenkt. Alle meine Wunden sind geheilt; all mein Gram vergessen. Das Grab that sich auf; meine todt geglaubte Anne stand, in der Glorie des Himmels, vor mir, und sank an meine Brust. Anne ist mein, liebe Schwester! Morgen wird sie vor dem Altare meine Gattin.

Ich hätte dir erst sagen sollen, daß mein Oheim, dieser kalte, grausame Mann, mich mit der Nachricht von Annens Tode hintergieng, Annen auf eine ähnliche Weise täuschte, und so uns Beide höchst elend machte. Durch die wehmüthigen Seufzer, mit denen er nun von dem Untergange seines Nahmens sprach, erregte er mein Mitleiden. Er bat mich, ihn nicht trostlos ster-

ben zu lassen: er, der mein ganzes Leben trostlos machen wollte! Ich sagte nicht Ja, nicht Nein, und ließ mich, wie ein Opfer, schweigend führen. Mein Oheim, nicht ich, hielt um die Gräfin Rode an; er, nicht ich, bekam das Jawort. O, es war ihnen auch nicht um mein Herz zu thun, das sie nicht achteten; nur um meine Hand, meinen Nahmen, und die Gunst des Fürsten, die aufs neue für mich zu erwachen schien, um die ich mich aber wenig kümmerte. Mein Oheim hatte nun seinen sehnlichen Wunsch erreicht; doch ich — hörte nicht auf, zu trauern. Wir waren mit dem Grafen Rode und dessen Tochter auf seinem Gute. Ich erhielt einen Brief von unserm Gesandten in Wien, und steckte ihn unerbrochen zu mir. „Willst du nicht lesen?" fragte mein Oheim. „Von dem Gesandten! Das muß doch etwas Besonderes seyn."

Ich lege dir den Brief des Grafen Donach bei; denn von dem kam er. Den An-

fang las ich sehr ruhig, da er mir eben nichts Unerwartetes sagte. Auf einmal sah ich: „deine Anne lebt! und lebt für dich!“ Es war, als schwankte die Erde unter mir, als stürzte der Himmel zerstörend auf mich nieder; und dennoch wogte ein Meer von seliger Wonne in meiner Seele. So wird uns seyn, wenn wir vom Tode erwachen! — Ich schrie auf, und stürzte aus dem Zimmer, um einen Wagen zu fodern. Nicht lange, so taumelte ich meinen Bedienten ohnmächtig in die Arme, und wurde nun auf mein Zimmer geführt.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich im Bette, und ein Bedienter saß neben mir. Wo ist der Brief? war meine erste Frage. Sie verloren ihn, sagte der treue Mensch; ich steckte ihn ein. Ihr Herr Oheim fragte danach; dem sagte ich aber, ich hätte ihn nicht gesehen. — Er mußte die Thür verschließen; dann las ich den Brief — mit Empfindungen, Schwester, die gewiß nur selten ein Herz bewegt haben.

Es währte lange, ehe ich mich wieder erholte. Ueber das, was ich zu thun hätte, war ich nicht einen Augenblick unentschlossen. Ich ließ sogleich Pferde bestellen, ob es mir schon für jetzt noch leid that, daß ich die Gräfin Rode ins Gerede bringen müßte. Am Abend stand ich auf, und mein Oheim kam mit der Gräfin und ihrem Vater zu mir. „Was war dir denn?" fragte er. „Welche schreckliche Nachricht hast du denn bekommen, lieber Neffe?"

Ich sah ihn starr an; dann sagte ich: Herr Oheim, meine Anne lebt noch! Und Sie, Sie waren es, der mich mit der Nachricht von ihrem Tode hinterging!

„Nun ja!" sagte er sanft: „ich hoffe, du wirst jetzt einsehen, daß ich es zu deinem Glücke that!"

Zu meinem Glücke, sagen Sie? —

Die Gräfin Rode näherte sich. Auch ich hoffe das, sagte sie zärtlich, wenn Sie mich anders lieben. Uebrigens weiß ich,

lieber Holm, daß Mlle. Lindenhain nach einigen Klagen über Ihren Tod sich doch früher beruhigt hat, als Sie wohl glauben mögen.

„Auch Sie wußten um dieses Geheimniß?" fragte ich, und meine Stimme bebte vor Abscheu. „O, ihr Mörder!" rief ich dann fürchterlich, und stürzte hinaus. Eben wollte ein Wagen, der noch einige Gäste gebracht hatte, nach der Residenz zurückkehren. Ich sprang hinein, und ließ fahren, was die Pferde nur laufen konnten. In * * n nahm ich Courierpferde, und kam am dritten Tage hier an.

Ich eilte zu Donach. Wir fuhren nach * *, dem Dorfe, wo meine Geliebte wohnt. Donach ging zu ihr, um sie auf meine Ankunft vorzubereiten. Ich hörte sie aufschreien, und konnte nun nicht länger warten. Sie stürzte an meine Brust, ich umfaßte sie, und so sanken wir Beide erschöpft in unsers Freundes Arme. O, ich habe tausend Leben; denn diese Freude hat mich nicht getödtet!

Ich kann dir nichts von allem sagen, was in meinem Innern vorging; das nur, wie ich ihre sanft blassen Wangen betrachtete, und mich ihr zu Füßen warf; wie sie dann vor mir hinsank, und wir einander knieend umarmten; wie oft wir zweifelten, ob uns nicht ein Traum oder Wahnsinn täusche. Donach mußte uns endlich gewaltsam trennen; denn der Arzt befürchtete, daß Anne den fortdauernden Sturm ihrer Freude nicht ertragen würde.

Ich war erschöpft von der Reise, vom Entzücken, schlief zwölf Stunden, und schalt nachher auf mich selbst, daß ich der Ermüdung nicht widerstanden hatte. Nun fuhren wir nach Wien zu Donach. Morgen legt ein Geistlicher unsre Hände zusammen. O, Schwester, meine Anne blühet wieder wie eine Rose.

Schon in einigen Tagen reisen wir von hier ab. Laß doch deinen Mann — der ja an deinem Herzen wohl fühlen muß, wie glücklich ich bin — in Borum einige An-

stalten zu unserer Aufnahme treffen. Einige nur; ja nichts von Pracht, liebe Schwester! In die Residenz gehe ich nicht wieder, und meinen Oheim habe ich zum letzten Male gesprochen. Ich will von nun an nichts als glücklich seyn; und was gehört dazu noch mehr, als was ich schon habe: ein Herz voll Liebe, ein treues Weib, ein ruhiges Gewissen!

Dich, Marie, hoffe ich, mit deinem Manne in Borum zu finden. Auch unsere gute Mutter. Nun wird sie doch wohl nicht länger den Traum haben, dem sie so lange ihre Ruhe aufopferte: den Traum, daß unser Oheim uns glücklich machen sollte! Du bist glücklich, liebe Marie, obgleich dein Mann nicht einmal so viel hat, wie ich; und ich sollte es nicht seyn? Ich bleibe mein ganzes Leben in Borum.

Der Baron Holm an den Grafen Donach.

19.

Bornm.

Hier lebe ich nun schon seit sechs Wochen mit meiner Anne und meiner Mutter, lieber Franz. Der Fürst ließ mir die Residenz verbieten. Ich legte das Reskript ohne Spott, sogar ohne Lächeln, bei Seite, schlang meinen Arm um Annens Nacken, und fühlte, daß ich ein glücklicher Mensch bin.

Meinen Oheim habe ich nicht wiedergesehen. Um mir zu zeigen, was ich von ihm zu erwarten habe, läßt er die Verschreibungen über große Summen, welche er auf seine Güter borgt, von mir als nächstem Agnaten agnosciren, was gar nicht nöthig, und wenigstens in diesem Fall eine bloße Formalität ist. Ich habe sehr ruhig, sehr kalt unterschrieben.

Noch nicht genug! Ich sollte meine Ein-

willigung zu dem Verkaufe der Güter geben, foderte sein Consulent von mir. Auch das habe ich mit frohem, leichtem Herzen gethan. Er hat die Güter zwar noch nicht verkauft, lebt aber so prächtig verschwenderisch, daß ihm, wenn er so fortfährt, in Kurzem wenig davon übrig bleiben wird. So bin ich denn enterbt. Wenn meine Mutter — wie gewöhnlich mit dem sanftesten Gesichte — einmal etwas davon sagt, so wirft meine Anne sich an ihre Brust. Ich umarme sie dann Beide, und die gute Mutter weint Freudenthränen. Bei dem Oheim weinte sie andre, sehr schmerzliche. Aber so ist der Mensch! Die entbehrlichsten Dinge, an die er sich gewöhnt hat, glaubt er mitten im Schooße des Glückes nöthig zu haben. — Leb wohl, Franz. Ich freue mich, daß du völlig mit Zaumern zerfallen bist.

20.

Vorum.

Viel Glück, Bruder Franz, zu deiner Ehe. Grüße mir deine liebe kleine Frau, und sag ihr, sie solle ihren Gefangenen, damit er nicht wieder in die weite Welt gehen könne, recht fest halten, und zwar mit unauflöslichen Ketten: mit den Umarmungen eines Söhnchens und einer Tochter. Sieh, Franz, damit hat Anne mich festgezaubert. Auf meinen Armen spielt mein ältestes Kind, ein Mädchen; an der Brust meiner Anne liegt mein Sohn, noch ein Säugling, und aus ihren Augen strömt der Himmel in meine Seele.

Mein Oheim ist mit dem Grafen Rode zerfallen, und man hat ihn so weit getrieben, daß er genöthigt gewesen ist, seinen Abschied zu nehmen. Nun wohnt er auf Holmheim. Er wird es, sagt man, verkaufen. Ich hoffe nicht, daß er es aus Mangel thut. Zwar, wenn ich manchen Nach-

richten glaubte, so müßte ich das Aeußerste befürchten.

Ich höre nichts von ihm, ob er gleich, wie ich erst hinterher erfahren habe, einige Wochen auf einem kleinen Gütchen in meiner Nähe zugebracht hat. Meine Anne bittet mich, ihn zu besuchen, sobald er wieder auf diesem Gütchen seyn wird, das er jetzt ein wenig ausbauen läßt, als ob er in der Folge darauf wohnen wollte. Ich scheue seinen Anblick nicht; aber — könnte er es nicht als Spott ansehen, wenn ich jetzt, da er gesunken ist, zu ihm käme? — Der Fürst ist krank. Vielleicht ändert sich meines Oheims Schicksal.

Ich hoffe, dich bald hier in Borum zu sehen. Adieu.

21.

Borum.

Als du mich in den Armen meiner Familie sahest, lieber Franz, glaubtest du wohl nicht, daß mein Glück noch größer werden

könnte. Ich selbst glaubte es nicht; und dennoch hat es sich vollendet, verdoppelt. Nun habe ich keinen Wunsch mehr; alle Wünsche, die, kaum von mir selbst bemerkt, noch in meiner Seele lagen, sind erfüllt. Mein Gewissen war ruhig: denn ich verdiente von Niemand in der Welt gehaßt zu werden; aber dennoch drückte mich zuweilen der Haß meines Oheims. Ich schwieg; doch leise Seufzer meiner Anne, und kleine Wendungen im Gespräche, verriethen mir, daß sie diese Empfindung mit mir theilte. Was ich auch thun und mir sagen mochte — der Gedanke an meinen Oheim blieb ein Tropfen Wermuth in dem Kelche unsrer Freude. Ich wünschte wohl — hoffte aber nicht, daß es jemals anders werden könnte.

Der Fürst starb schnell, und der Prinz * * * trat die Regierung an. Graf Rode, des Verstorbenen Günstling, fiel. Nun suchte mein Oheim sich noch einmal zu heben; das gelang nicht, und zog dem stol-

zen Manne vielmehr eine auffallende Demüthigung zu. — Graf Rode wollte den Grund seiner plötzlichen Entlassung wissen. Man mußte einen Vorwand finden, der sie rechtfertigte, und man fand ihn in dem Verfahren gegen den Vater meiner Frau, woran der Graf Rode großen Antheil gehabt hat. Nun wurde eine Revision des Prozesses nöthig. Der alte, edle Minister, der jetzt die fünfte Regierung in seiner Würde erlebte, foderte mich auf, die Ansprüche meines Schwiegervaters geltend zu machen.

Der Graf Rode wurde gänzlich gestürzt; man schloß mit Lindenhains Tochter einen Vergleich, und ich erhielt wenigstens einen beträchtlichen Theil seines Vermögens. Nun bin ich so reich, als meines Oheims Vermögen mich nur je hätte machen können. Anne that mir den Vorschlag, die Güter meines Oheims wieder an mich zu bringen. Es ließ sich thun, das wußte ich; aber es war mir unangenehm, daß Anne nicht dar-

an dachte, wie schmerzlich es meinem Oheim seyn würde, wenn er die Güter in meiner Hand sähe, wenn ich mit dem Besitze derselben ihm gleichsam ins Angesicht trotzte. Ich stellte ihr den Ankauf als sehr schwierig vor; sie bestand aber mit einer Art von Wärme darauf. Es geht nicht, meine gute Anne, sagte ich mit einigem Mißvergnügen darüber, daß sie (wie es mir schien) aus Eitelkeit einen solchen Triumph über meinen Oheim verlangte. — „Es muß gehen, wenn du ein Paar tausend Gulden nicht achtest,“ sagte sie bittend.

Das ist es nicht, liebe Anne, was mich abhält. Es geht um meines Oheims willen nicht. Bedenke doch nur . . .! —

„Eben um deines Oheims willen muß es gehen. Wie lange kann sein Haß noch gegen unsre Liebe aushalten? Und wie wird es ihn dann freuen, das wieder zu bekommen, was zu entbehren ihm gewiß sehr schwer ist!“ — Ich umarmte meine Frau mit der innigsten Freude. Der Plan wurde verab-

redet, und schon am folgenden Tage reiste ich ab, um die Sache in Gang zu bringen. Es fanden sich Schwierigkeiten, die ich vorher nicht vermuthete, und ich blieb länger abwesend, als ich geglaubt hatte. Endlich kam ich ohne alle Gewißheit zurück, und gleich bei meiner Ankunft erfuhr ich, daß auch das letzte kleine Gut meines Oheims verkauft werden solle. In welchen Umständen mußte er seyn! — Auf meine Nachfrage sagte man mir, daß er sich bei seinem Schwager in Franken aufhielte. Ich ritt an dem zur Versteigerung bestimmten Tage nach dem kleinen Gute, um es für jeden Preis zu kaufen. Kaum saß ich mit den andern Kauflustigen da, so trat mein Oheim, von dem ich glaubte, er wäre in Franken, in das Zimmer. Guter Gott! der ehemals so stolze Mann, den die höchste Pracht umgab, kam jetzt in einem schlichten Ueberrocke, langsam gehend, und mit einem freundlichen Gesichte, das unverkennbar den Ausdruck der Beschämung und einer erzwungenen Kälte hatte. Als

Als er mich bemerkte, wurde seine Miene finsterer. Ich wollte aufstehen; er winkte mir aber, sitzen zu bleiben, und die Versteigerung fing an. Ein Mann, mit dem mein Oheim leise sprach, trieb das Gut in die Höhe; doch ich kaufte es endlich. Jetzt entfernten sich die Andren nach und nach; nur mein Oheim und ich, wir blieben. Mit halb zugedrückten, finstern Augen sah er mich von oben bis unten verachtend an; dann hob er den Fuß, um zu gehen. Ich ergriff seine Hand, konnte aber vor der heftigen Bewegung meines Herzens nichts sagen.

„Geh! geh!" rief er. „Noch habe ich hier zu befehlen. Erst über vier Wochen bist du hier Herr; und dann triumphire!"

Hier, erwiederte ich innig bewegt und sanft; hier und überall, wo ich das Recht habe zu seyn, sind Sie Herr! . . . Zu spät erfuhr ich, daß Sie Sollingen verkaufen wollten, theurer Oheim. Aber, Sie werden es mir nicht abschlagen, hier wohnen zu

bleiben, wenn Sie nicht lieber bei Ihrem Neffen in den Armen einer Familie seyn wollen, die von Ihrem Segen die Ruhe ihres Lebens erwartet.

Er sah mich unwillig an, und sagte stolz: „glaubst du, ich wäre so tief gesunken, daß ich betteln müßte? und bei dir! bei dir!"

Ich benetzte seine Hand mit Thränen. Nun wurde sein Ton milder, sein Gesicht gütiger. „Was foderst du denn eigentlich?" fragte er, noch immer stolz, aber sanfter. — Nichts, erwiederte ich. Ich bitte Sie nur, lieber Oheim, Sollingen als Ihr Eigenthum, Ihr gänzliches Eigenthum, anzusehen. Sie sind hier Herr, und sollen es bleiben! Er schüttelte den Kopf. „Nein! nein!" rief er in Absätzen; und jedes Mal heftiger; aber seine Stimme war bewegt. Jetzt warf ich mich an seine Brust, und bat ihn, mein Vater und der Vater meiner Kinder zu seyn. Er fragte kalt und erwartend: „hast du nicht Holmheim kaufen wollen?"

Ja, lieber Oheim; aber — Gott ist mein Zeuge! — für Sie. Lesen Sie dies. (Ich gab ihm einige Briefe, worin meine Mutter mich gebeten hatte, Holmheim, das mein Oheim vorzüglich liebe, auf seinen Nahmen zu kaufen.) Er legte, als er las, die Hand vor die Stirn, und ließ sie dann sanft auf seine Augen sinken; die Thränen, die er verbergen wollte, drangen aber dennoch hervor.

„Das wäre wahr?" fragte er zweifelnd. Ich bat ihn, meine Mutter und meine Frau zu befragen. Er stand mit herunterhangenden Armen und niedergeschlagenen Augen schweigend da. „Wenn du etwa glaubst," sagte er endlich, „daß ich noch etwas habe, so irrest du dich. Ich bin ein Bettler."

Nein, lieber Oheim; Sie sind reicher, als Sie jemals waren. Sie sind, wenn meine Bitten etwas über Sie vermögen, der angebetete Vater einer glücklichen Familie. O kommen Sie! Meine Kinder ha-

ben meinen Vater noch nicht gesehen, mein Vater seine Enkel noch nicht. Offne Arme, und Herzen voll Liebe, voll Ehrfurcht, erwarten Sie.

Er reichte mir die Hand, und sagte, noch immer etwas finster: „mein Sohn!" Auf einmal aber faßte er mich in seine Arme, und rief: „mein Sohn! mein guter Sohn! Du bist ein edler Mensch!" Dann riß er sich los, und ich sah ihn den Abend nicht wieder.

Ich blieb bis zum folgenden Morgen, ging zu ihm, und bat: er möchte mit mir fahren; mein Wagen wäre angespannt. „Ich will es!" sagte er finster; „aber erinnere dich, daß ich nichts versprochen habe. Deine Frau . . . ich kann es ihr nicht verdenken, wenn sie anders gegen mich gesinnt ist, als du."

Als wir in Borum waren, stieg er mit Stolz aus dem Wagen, und bei jedem Schritte wurde sein Gang noch stolzer, sein Gesicht noch herrischer. Wir traten unver-

muthet in unser Wohnzimmer. Sobald Anne ihn erblickte, sprang sie auf, warf sich vor ihm auf die Kniee, und rief: o kommt, meine Kinder! helft mir den Segen unseres Vaters erflehen!

Meine Kinder knieeten neben der Mutter vor ihm nieder, küßten seine Hände, und nannten ihn mit dem Tone der innigsten Liebe: Vater! Endlich brach sein Stolz; seine Augen standen voll Thränen, und er sagte: „das ist zu viel! O Gott! das ist zu viel! Wie grausam bin ich gegen diese edlen Menschen gewesen! Meine Tochter! meine gute Tochter, verzeihe mir!"

Wir Alle lagen in seinen Armen, an seiner Brust!

Seit vier Wochen hat ihn die feine Achtung, die zarte Liebe meiner Frau, und der ehrerbietige Gehorsam meiner Kinder überzeugt, daß die Freuden des häuslichen Glückes mehr werth sind, als der bloße Glanz eines Hofes. Oft, wenn er die Kleinen auf den Knieen hält, ruft er mit wah-

rer Empfindung: wo giebt es noch größeres Glück, als in dem Schooße einer frohen, sich liebenden Familie!

LB Coburg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Mährchen, Erzählungen und kleine Romane

Bd.: 2

(1801)

Coburg, Landesbibliothek -- D II 9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940560-3